Lehrreiche

Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Siebenunddreißigstes Bändchen.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Verlag von

Lampart & Comp.

in Augsburg.

Das **hervorragendste Sammelwerk** der **Neuzeit** für die **Jugend** und das **Volk** ist in **gleichem Verlage** erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig, nämlich:

Lehrreiche Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Jedes Bändchen mit einem Stahlstich und broschirt.

Inhalt und **Preise:**

			kr.	ngr.
1s	Bändchen.	Treue und Barmherzigkeit	36	12
2	„	Die Schule des Lebens	30	10
3	„	Th. Neuhofers Leben, Reisen und Schicksale im Morgen- und Abendlande .	36	12
4	„	Heinrich Wallner	36	12
5	„	Die segensreiche Wallfahrt zum hl. Grabe	36	12
6	„	Der Sohn der Griechin	36	12
7	„	Die Frühstücke der blinden Großmutter	36	12
8	„	Das Leben eines Heimathlosen . . .	36	12
9	„	Der Neujahrsabend zu Lausanne . .	36	12
10	„	Susanna Frohberg	36	12
11	„	Joseph, oder ein Jahr aus dem Leben eines Priesters	30	10
12	„	Die Gräfin von Seeburg	36	12
13	„	Die Bekehrung	36	12
14	„	Wolfram, oder die wunderbare Taufpathin. Cassilda, die Mohrenfürstin von Toledo	36	12
15	„	Jakob Altmann, oder Herr führe uns nicht in Versuchung	30	10
16	„	Nach der Arbeit. Drei Erzählungen .	36	12
17	„	Bastian, oder denen, die Gott lieben, muß Alles zum Besten gereichen. Agnes und Sophia rc.	36	12
18	„	Die Familie Seehofen	36	12
19	„	Peter Felsberger, oder die Bildsäule der heiligen Jungfrau	36	12
20	„	Der junge Tambour	36	12
21	„	Die Korsaren aus Morgenland	36	12
22	„	Die Rose von Rom	36	12
23	„	Adelmar der Tempelritter	36	12
24	„	Die Gemsschützen	30	10

Lehrreiche
Abendunterhaltungen
für
Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Siebenunddreißigstes Bändchen.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig, 1857.
Verlag von Lampart & Comp.



Die Herberge zur Gnade Gottes.

Verlag von Lampart u. Cie in Augsburg.

Neue Ostereier.

Geschichten
aus
vieler Herren Länder.

Zur
Unterhaltung und Veredlung des Herzens und Geistes.

Für die Jugend und Erwachsene.

Von
einem alten Wandersmanne.

Dem Andenken
Christoph von Schmid's,
Verfasser der ersten Ostereier, gewidmet.

Mit einem colorirten Titelkupfer.

Augsburg und Leipzig, 1857.
Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort.

Neue Ostereier! Wir erlaubten uns diese Geschichten so zu nennen, weil sie denselben Grundsätzen huldigen, zu denen sich der verewigte, aber in den Herzen aller Guten fortlebende Christoph von Schmid bekannte, und ihnen dasselbe Ziel vorgesteckt wurde, das der edle vorgenannte Jugendfreund so glänzend erreichte. Wir vertrauen vielleicht zu sehr unserer Kraft, wir schätzen vielleicht das geringe Pfund unserer Fähigkeit zu hoch, indem wir — hiezu angeregt durch unsere aufrichtige Liebe zur Jugend und den sehr günstigen Erfolg einer Reihe unserer Feder entflossener Jugendschriften — dem hohen Vorbilde nachzuahmen suchen und gleich ihm, mit unseren einfachen, aus innerster Ueberzeugung geflossenen, Erzählungen nicht nur unsere jungen Freunde und Freundinnen, sondern auch deren Eltern und erwachsene Geschwister unterhalten wollen, wenn sie sich des Abends um den großen

runden Tisch in der allgemeinen von der zur Lectüre einladenden Lampe hell erleuchteten Stube versammeln und erwartungsvoll auf das neue Buch blicken, das der Vater zur Hand nimmt.

Schließlich halten wir es für eine Gewissenssache zu erwähnen, daß die Grundgedanken einiger der in diesem Bande enthaltenen Erzählungen den Werken ausgezeichneter Schriftsteller Spaniens, Englands und Frankreichs entlehnt sind, uns also nur das allenfallsige kleine Verdienst ihrer Einkleidung und Bearbeitung gebührt.

C.

Der Mann mit dem Höcker.

I.

Im Norden Schottland's und nicht weit von den Gebirgen entfernt, in denen die Dee ihren Ausfluß nimmt, befindet sich ein Dorf, Namens Soumak, von ausgebreiteten Gründen umgeben, die aber leider heutzutage größtentheils brach liegen.

In diesem Dorfe lebte, es sind nun schon einige Jahre, ein armer buckliger Mann, genannt William Roß und mehr noch unter dem Namen „William der Häßliche" bekannt. Er war Schulmeister von Soumak, aber kaum ein Dutzend Kinder besuchten seine Schule, denn die Einwohner des Dorfes verachteten um so mehr jeden Unterricht, als William der Einzige unter ihnen war, der studirt und etwas gelernt hatte. Da ihm aber die Wissenschaft weder ein reichliches Einkommen, noch einen angesehenen Posten hatte verschaffen können, so waren Alle der Meinung, daß sie unnütz sei; und man pflegte in Soumak sprichwörtlich zu sagen: „Das wird dir nicht mehr nützen als die Bücher William des Häßlichen."

Indessen hatten diese Spöttereien auf des Schulmeisters Neigung zur Wissenschaft keinen nachtheiligen Einfluß genommen. Er fuhr fort, ohne Hochmuth, ohne Ehrgeiz zu studieren in der Absicht, seine Geistesfähigkeiten zu vermehren, und seine Seele mehr und mehr zu erheben. Es gelang ihm seine Mitbürger viele nützlichen Maßregeln annehmen zu sehen, indem er Andere dazu antrieb, dieselben vorzuschlagen; und Alles, was in Soumak seit zehn Jahren Gutes geschehen war, konnte man eigentlich nur seinem verborgenen Wirken danken. Zufrieden, auf diese Weise dem Fortschritte behülflich zu sein, ertrug er, ohne sich zu beklagen, die ihm erwiesene Mißachtung. Er besaß eines jener Herzen voll Wärme und Nachsicht, welche wie die Sonne alles um sich herum beleuchten,

ohne sich um die Beleidigungen zu kümmern, ein Herz das in der Erfüllung der Pflicht, seine Aufmunterung und seinen schönsten Lohn findet.

Eines Tages wandelte er einen Hügel herab, eine neue Abhandlung über den Ackerbau lesend, als er hinter sich ein Geräusch von Stimmen und Schritten vernahm. Es waren James Atolf und Eduard Roslee, welche mit Ketty Leans dem Dorfe zueilten.

Der Bucklige erröthete und trat bei Seite, denn er wußte, daß sich alle drei gerne über ihn lustig machten, aber der Weg war zu schmal, er konnte ihnen nicht entgehen. James war der erste, der ihn bemerkte.

„He! das ist ja William der Häßliche," sagte er mit dem unverschämten Lächeln, welches die Kraft verleiht, wenn sie nicht durch die Güte gemildert ist; „er hat schon wieder die Nase in einer Scharteke."

„Ich wundere mich nur, daß ein so gelehrter Junge einen so abgeschabenen Rock tragen mag," bemerkte Eduard, welcher wie die größere Anzahl seines Gleichen, keinen anderen Lebenszweck, als den Reichthum sah.

„Oh William ist ein frommer Mann, der kennt keine Eitelkeit," fuhr die hübsche Ketty fort, indem sie das Köpfchen mit neckischer Weise etwas neigte.

„Ich gebe für seine ganze Gelehrtheit nicht meinen kleinen Finger," fuhr James fort, „seine Bücher sollen ihn lehren, wenn sie es vermögen, einen Pflug zwölf Stunden lang wie ich zu führen, ohne müde zu werden."

„Oder sich ein Einkommen von dreißig Pfund Sterling zu erwerben," fuhr Roslee fort.

„Oder über etliche zwanzig Liebhaber zu spotten," meinte Ketty.

Der Schulmeister lächelte: „Die Bücher werden wohl mir nicht die Kraft verleihen zwölf Stunden Eueren schweren Pflug zu führen, James," sagte er sanft zu den Bauern: „sie können mich nur lehren, einen minder schweren und nützlicheren anzufertigen; ich werde Euch das Muster von einem solchen geben, wenn Ihr wollt. — Ich besitze nicht dreißig Pfund Sterling Einkommen, Herr Roslee; aber wenn ich sie besäße, so würde ich sie, statt sie einzusperren, durch ehrliche und leichte Mittel, die ich Euch mittheilen kann, spielend verdoppeln. Was Euch betrifft, Miß Leans, so las ich vor einigen Tagen etwas

sehr Lehrreiches für junge Mädchen, die sich über etwa zwanzig Liebhaber auf einmal lustig machen."

„Und was denn, wenn es Euch gefällig ist, es mir zu sagen, Herr William?"

„Die Geschichte eines Reihers, der, nachdem er vorzügliche Fische verschmäht hatte, nur zu glücklich war, einen Frosch als Abendmahl speisen zu können."

Die zwei Bauern lachten, und das junge Mädchen erröthete.

„Die Bücher können, es ist wahr, weder Kraft, noch Reichthum, noch Schönheit verleihen," fuhr der Bucklige fort. „Aber sie können den Menschen unterweisen, wie er sich dieser Himmelsgaben zu bedienen hat. Wäre ich unwissend geblieben, so wäre ich deßhalb nicht weniger schwach, nicht weniger arm und häßlich, aber ich wäre auch für die Gesellschaft ohne Nutzen und ihr sogar lästig. Nützet daher die Vortheile, die Gott Euch gegeben hat, indem Ihr denselben den Unterricht beigesellet."

James zuckte verächtlich mit den Achseln.

„Ich verstehe," sagte er, „Du gleichst dem wandernden Quacksalber, der im verflossenen Jahr zu uns kam, und der ein Mittel gegen alle Uebel, wie er sagte, verkaufte. Du möchtest, daß wir Dir Deine Weisheit abkauften, die am Ende nichts anderes als klares Wasser, wie das des Charlatan wäre; aber ich behaupte, daß das Studieren nur für die Buckligen taugt, die sonst nichts zu thun im Stande sind. Was mich betrifft, so weiß ich genug, um ein Faß Bier auf meinen Schultern tragen und einen Stier mit einem Faustschlag tödten zu können."

„Und ich glaube auch fernerhin mein Einkommen ruhig verzehren zu können ohne erst lateinisch zu lernen," erwiederte Eduard, „es müßte dann nur sein, daß Miß Leans — —"

„Tausend Dank," unterbrach ihn diese, „man findet mich gelehrt genug, so wie ich eben bin, und wenn Herr William keine neue Abschrift hat, die mich lehrt, wie man die Zähne weiß erhält, oder wie die Halstücher am hübschesten zu stärken sind, so kann ich seine Lehren ebenfalls entbehren."

„Leb also wohl, William, der Häßliche," rief Atolf.

„Leb wohl armer Buckliger," fügte Roslee hinzu.

„Leb wohl, Magister,“ sagte das eitle Mädchen.

William nickte mit dem Kopf und ließ sie an sich vorbeigehen, indem er seinen Weg, den Hügel hinab, fortsetzte. Die Spöttereien, die er soeben erlitten hatte, waren so gewöhnlich, daß er nicht mehr an dieselben dachte, sobald er sie nicht mehr in seine Ohren klingen hörte. Er hatte sich seit seiner Jugend gewöhnt, seiner Mitwelt als Spielball zu dienen und daher sich einen Panzer aus der Ergebung und dem Studium gemacht. So oft ihn ein Schlag traf, zog er seinen Kopf wie eine Schildkröte zurück und wartete gelassen ab, bis der Feind vorübergezogen war. Diese Kraft der Duldsamkeit hatte ihn vor Entrüstung und Verzweiflung bewahrt. Das, was in ihm war, tröstete ihn über das, was von Außen vorfiel. Wenn ihn die Mißachtung und der Hohn der Menschen traf, so flüchtete er sich in die Welt der Gefühle und der Ideen, wo Alles ohne Ungestümm belebt, ohne Verweichlichung herzlich ist. Er rief die ausgezeichneten Geister aller Zeiten und aller Völker herbei, und ließ sie um seine Seele herum einen Kreis bilden; er hörte sie an, antwortete ihnen und lebte in ihrer Vertrautheit wie neugeboren und glücklich auf. Das waren seine Tröstungen und die Quelle, aus der er seinen Muth schöpfte, um die Prüfungen des wirklichen Lebens zu ertragen. Diese Prüfungen waren aber hart und häufig, denn Rohheit der Bewohner Soumak's war im Lande sprichwörtlich geworden. Am Fuße der Berge gelegen, ohne Verbindung mit den benachbarten Städten, ohne Gewerbsfleiß, ohne den Willen einen solchen zu gründen, waren sie dem Fortschritt, der seit zwei Jahrhunderten vor sich ging, fremd geblieben. Nicht als ob die Natur an Reichthümern für sie geizig gewesen wäre; ihre Gründe waren fruchtbar, ihre Heerden zahlreich; aber es fehlten selbst die Straßen, um die Erzeugnisse des Kantons bis nach Cosar und Bervic zu bringen. Die hohen Würdenträger, welche von dem Könige von England mit der Verwaltung des Landes beauftragt waren, wünschten seit lange einen solchen Stand der Dinge zu verbessern, endlich beschlossen sie, Straßen zu eröffnen.

Kaum wurde diese Nachricht in Soumak bekannt, als das ganze Dorf in Bewegung gerieth. Jeder sprach über diese neue Anordnung, und die große Mehrzahl fand

dagegen etwas Mißbilligendes zu sagen. Dem Einen wurde der Acker durch die vorgeschlagene Straße verdorben; der Andere war gezwungen einige Bäume zu fällen; ein Dritter mußte seinen Eingang oder seine Zufahrt verändern. Aber ganz ein Anderes war es noch, als Eduard Roslee vernahm, daß Jeder durch seine Arbeit oder sein Geld zur Erbauung der Straße beitragen müsse. Da gab es nur mehr eine Meinung, Jeder fand den Plan unnütz, ja selbst schädlich. Man versammelte sich lärmend auf dem kothigen, fast unwegsamen Platze vor der Kirche. Roslee erklärte, daß er nicht geneigt sei, seine Pferde zu den Zufuhren herzugeben; Atolf lärmte und sagte, daß er den erst besten Sammler, der sich erkühnen würde, von ihm einen Schilling zu verlangen, den Kopf entzwei schlagen werde. Selbst Ketty meinte, daß sie mit keinem von Jenen, die sich zur Arbeit herbeiließen, mehr tanzen würde. Der Gastwirth, der seinerseits das Monopol hatte, allein in Bervic alle Lebensmittel der Gemeinde so theuer als möglich an Mann zu bringen, behauptete, daß, wenn man eine neue Straße bauen würde, das Dorf zu Grunde gehen müsse. Die Weber würden ihre Leinwanden nicht mehr verkaufen, weil die Stadt schönere liefern würde; die Krämer würden mit den unermüdlichen Hausierern in die Schranken treten müssen, Niemand, mit einem Worte, würde bei der neuen Straße mehr sein Auskommen haben und es wäre eben so gut lieber gleich Soumak anzuzünden.

Während der Rede des Meister Daniel trugen seine Kellner starkes Bier herum, um der Macht seiner Beweisgründe zu Hülfe zu kommen. Die Opposition wurde bald zur Wuth: Alle riefen aus, daß man sich dem Plane widersetzen müsse.

Die Ausführung desselben sollte erst in einigen Tagen unwiderruflich bestimmt werden; Eine im Namen der Einwohner Soumak's verfaßte Bittschrift, sollte die hohen Lords erleuchten und das gefürchtete Unglück abwenden. Aber William allein war im Stande eine solche zu schreiben. Man eilte daher in seine Schule und Roslee erklärte dem Buckligen, der sehr erstaunte, solchen Besuch bei sich zu sehen, was man von ihm verlange.

„Wie, Ihr wollt die Straße nicht, welche den Kanton bereichern muß," rief er wie außer sich aus.

„Nein, wir wollen sie nicht," schrien hundert Stimmen auf einmal.

„Aber Ihr habt Euch das nicht gehörig überlegt," erwiederte der Schulmeister lebhaft. „Wenn Ihr Euere Erzeugnisse dem Orte, an dem man sie verzehrt, näher bringt, so verdoppelt Ihr ja deren Werth und die vorgeschlagene Straße macht aus Soumak eine Vorstadt von Bervic. Ihr könntet dann Alles, was Euch Euere Gründe, Euere Heerden liefern, in diese Stadt tragen und jeden Gegenstand um den doppelten Preis, um den Ihr ihn jetzt verkauft, an Mann bringen."

„Das ist falsch!" rief der erzürnte Gastwirth aus.

„Ihr selbst, Meister Daniel, werdet als Gasthausbesitzer das, was Ihr als Händler mit den Lebensmitteln verliert, bei weitem hereinbringen. Wo es eine Straße gibt, gibt es Reisende und, wenn Reisende kommen, so werdet natürlich Ihr sie beherbergen. Glaubet mir, Ihr müsset weit davon dem Plan entgegen zu arbeiten, vielmehr dessen Ausführung beschleunigen; der Beitrag, welchen man in dieser Absicht von Euch verlangt, ist nur ein Vorschuß, dessen wucherische Zinsen Ihr bald einernten werdet."

„Nein," schrie Roslee, „ich will keine Straße, durch die Straße werden uns Reiche in's Land kommen und wir werden dann nicht mehr die Herren sein."

„Ohne zu rechnen, daß die jungen Leute aus Bervic uns die hübschen Mädchen wegheirathen werden," fügte Atolf hinzu.

„Und, daß schöne Damen kommen werden, mit denen verglichen, wir häßlich erscheinen würden," murrte Ketty.

„Und, daß man nach der Stadt gehen wird, um schlechte Waaren zu kaufen," rief entrüstet der Krämer.

„Keine Straße, keine Straße!" wiederholten Alle im Chor.

„Wir brauchen auch keineswegs die Rathschläge von William dem Häßlichen und wissen wohl selbst am Besten, was uns frommt," entgegnete James; „er schreibe uns die Bittschrift, das ist Alles, was wir von ihm verlangen."

„In der That, das vermag ich nicht," antwortete der Bucklige; „denn das hieße, mich an einer Handlung theilhaftig machen, die ich weder als vernünftiges Wesen, noch als Vaterlandsfreund, noch als Bewohner Soumak's

billigen kann. Suchet Euch Jemand, den ein solcher Auftrag nicht anwidert."

„Du bist der Einzige, der ihn erfüllen kann," bemerkte Daniel. „Ich kann und will es nicht."

„Wie, er weigert sich?" unterbrachen ihn mehrere Stimmen.

„Man muß ihn zwingen," entgegneten Andere.

„Er schreibe, er schreibe," schrieen sie Alle zusammen.

Aber Williams Festigkeit in dem, was er für gut hielt und einmal beschlossen hatte, war unerschütterlich. Er erklärte laut, daß er die verlangte Bittschrift nicht schreiben werde. Selbst Drohungen und Schläge vermochten ihn nicht zu bewegen. Er ertrug die Mißhandlungen mit jenem stillschweigenden Gleichmuthe, welchen die Ohnmacht verleiht, und die Bauern mußten auf ihre Bittschrift verzichten.

Man sprach freilich davon, nach der Stadt zu gehen und dort von einem Manne des Gesetzes die Bittschrift ausarbeiten zu lassen. Roslee wurde sogar mit dieser Sendung beauftragt, aber es war schon spät und so mußte die Sache auf den nächsten Tag verschoben werden. An diesem wurde aber der Pächter vom schlechten Wetter, an den darauffolgenden von einem Geschäfte abgehalten, seine Reise anzutreten. Die erste Hitze war übrigens auch schon verflogen; der Widerstand hatte sich in Worten erschöpft; man sprach schon ruhiger von der vorgeschlagenen Straße; kurz die Bittschrift wurde aufgegeben, die Lords versammelten sich und die Ausführung der Straße wurde beschlossen.

II.

Die Einwohner von Soumak sahen mit Mißvergnügen den ersten Arbeiten zu, und man mußte zu dem Arme der Gerechtigkeit Zuflucht nehmen, um sie zur Frohnarbeit zu zwingen. Aber Williams Erklärungen und Versicherungen stimmten sie in Bezug auf die Straße am Ende weniger feindselig; sie fingen an zu glauben, daß diese Unannehmlichkeit vielleicht doch durch irgend einen Vortheil aufgewogen werden könnte und erwarteten deren Vollendung mit einer Art von Neugierde.

Kaum war die Straße eröffnet, als alle Vorhersagungen des Buckligen in Erfüllung gingen. Die nach

dem nächsten Markt gebrachten Lebensmittel wurden um verdoppelten Preis veräußert, während der Preis, der in der Stadt erzeugten Gegenstände in eben dem Maße fiel. Ketty konnte viel schöneren Stoff haben ohne mehr dafür zu zahlen; James vergrößerte seine Pachtung, Roslee seine Heerden und Daniel sah sich gezwungen, einen neuen Flügel an sein Gasthaus zu bauen.

Nun aber befand sich in der Nähe des Dorfes eine große, zur Pfarre gehörige Haide, welche zum Mindesten tausend Morgen Landes im Umfang hatte, aber wegen der Trockenheit ihres Bodens nur dürftig dazu diente, einige Schafe zu nähren; man nannte sie „die Gemeinde-Haide.“ William hatte oft an den Nutzen gedacht, den man aus diesem Brachfeld ziehen könnte, wenn man es in eine Wiese oder in ein bebautes Feld verwandeln würde. Er erforschte deßhalb mit Sorgfalt die Natur des Bodens, seine Lage, und glaubte das Mittel gefunden zu haben, es fruchtbringend zu machen. Eines Abends, als er sich bei Daniel befand, sprach er davon zu einigen Pächtern, die sich beklagten, daß sie nicht genug Weiden für ihre Heerden hätten; aber beim ersten Wort schrieen alle dagegen.

„Beim heiligen Dunstan!“ sagte ein dicker Ochsenhändler, der für einen starken Kopf im Dorfe galt, seit er sein Glück gemacht hatte, „der Geist des Magisters muß wie sein Rückrath beschaffen sein! Weißt Du denn nicht, Meister Höcker, daß Wiesen Wasser brauchen?“

„Verzeihen Sie, Herr Dunal,“ sagte William mit Sanftmuth.

„Und hast Du nie bemerkt, daß die Gemeinde-Haide dürrer als die Zunge einer Katze ist?“

„Das habe ich wohl bemerkt.“

„Durch welches Mittel willst Du denn Gras und Viehfutter darauf erzeugen?“

„Durch eine tüchtige Bewässerung.“

„Und woher willst Du das Wasser nehmen?“

„Ich würde einen Brunnen nördlich von der Gemeinde-Haide graben lassen.“

„Einen Brunnen,“ rief Dunal lachend aus, „Du willst eine Wiese durch einen Brunnen feucht erhalten?“

„Warum nicht,“ unterbrach ihn James, „er wird wahrscheinlich jeden Kleehalm mit der Gießkanne wie eine Salatstaude begießen.“

Der Bucklige war zu sehr an Spott gewöhnt, um sich durch diese alberne Rede beleidigt zu fühlen; er lachte sogar selbst über diesen Scherz.

„Der Brunnen, von dem ich spreche, gleicht nicht denen, die Ihr kennt," sagte er, „wohl aber den artesischen Brunnen, bei welchen das Wasser aus der Erde hervorschießt und sich dann in Krümmungen, wie ein Fluß, weiter verbreitet."

„Ein Brunnen, dessen Wasser hervorschießt," riefen alle Anwesenden.

„Meiner Seele, er ist nicht bei Trost," sagte Roslee.

„Er wird das in irgend einem dummen Buch gelesen haben," meinte James.

„Gehet Magister, bindet uns keine Ammenmährchen auf," entgegnete Dunal, „ich bin eben kein Tölpel, Gott sei Dank, und habe mehr Länder gesehen als Ihr Alle; ich kenne Inverneß, Perth, Stirling; ich habe Kriegsschiffe in Aberdeen gesehen; aber was diese sprudelnden Brunnen betrifft, so weiß ich nichts davon; ich würde noch lieber das glauben, was Ihr uns vor einiger Zeit von den großen, mit Luft angefüllten Kugeln sagtet, mit denen man in die Wolken auffahren könne, und von den Eisenarmen, welche in der Luft schreiben, so daß sie in fünf Minuten eine Nachricht von hier nach London bringen können."

„Und Ihr hättet Recht, das Alles zu glauben, Herr Dunal, denn Alles das besteht," entgegnete William, „aber was den bewußten Brunnen betrifft, so bin ich überzeugt, daß er sich auf der Gemeinde-Haide anbringen ließe, denn ich habe den Boden wohl untersucht. Wenn das Unternehmen gelänge, so würde es der Pfarre eine ungeheuere Einkommenvermehrung verschaffen. Uebrigens könnt Ihr Euch mit dem Ingenieur von Bervic berathschlagen: er hat in Frankreich solche Brunnen gesehen und selbst deren gegraben."

Die Pächter zuckten mit den Achseln.

„Grabe deine Brunnen, William der Häßliche," sagte James mit Verachtung, „und ich verspreche Dir meine Esel dort trinken zu lassen und für jeden einen Schilling zu zahlen."

„Und ich," entgegnete Daniel, „werde Dich mit eben

so viel Bier, als Wasser aus dem Brunnen hervorschießt, versorgen."

Der Schulmeister bestand nicht weiter auf seinem Antrag. Er wußte aus Erfahrung, daß ein Streit mit Unwissenden keinen anderen Erfolg hat, als ihren Hochmuth und ihre Vorurtheile zu reizen, und beschloß eine Gelegenheit abzuwarten, um auf den Gegenstand zurückzukommen.

Aber unter seinen Zuhörern befand sich ein Fremder, der den Abend vorher bei Daniel abgestiegen war. Er schien von den Bemerkungen des Buckligen überrascht, nahm ihn bei Seite und stellte ihm in Bezug auf die Haide mehrere Fragen.

William schlug ihm vor, dieselbe zu besichtigen und erklärte ihm an Ort und Stelle selbst die Gründe, welche ihn an den Erfolg eines artesischen Brunnens hoffen ließen. Sie waren so klar, daß der Fremde davon ganz eingenommen schien, er dankte William und reiste ab. Einige Tage nachher vernahm der Schulmeister, daß die Haide von der Pfarre an den Fremden verkauft worden sei, der Niemand Anderer, als der seines großen Vermögens und seiner nicht minder großen Unternehmungen wegen weit und breit bekannte Lord Rolling war.

Ein Ingenieur und ein Haufe Arbeiter kamen bald von Bervic, um an dem Brunnen zu graben, den William angeregt hatte. Dieß gab im Dorfe viel zu reden; die Meisten fuhren fort, sich über das Unternehmen lustig zu machen und James kam täglich sich zu erkundigen, ob er bald seine Esel an dem Brunnen werde tränken können. Aber man urtheile von seinem Erstaunen, als er eines Abends, an dem er in derselben Absicht die Haide besuchte, auf dem Platz, an dem die Arbeiter noch den Abend vorher gearbeitet hatten, eine sprudelnde Wassersäule aus der Erde hervorschießen sah, welcher man Abzugskanäle zu graben beflissen war. Die Bewohner Soumak's liefen herbei, um das Wunder zu sehen, und empfingen Atolf mit Hohngelächter, indem sie ihm zuriefen, daß nun das Getränk bereit sei, und er ungehindert seine Esel holen könne. Das war auch der Grund, warum der neue Brunnen die „Eselsquelle" genannt wurde, welcher Name ihm bis heutzutage geblieben ist.

Lord Rolling, der von dem Erfolg benachrichtiget wor-

den war, kam gleich den anderen Morgen mit Arbeitern an. Die Haide wurde angebaut, es erhoben sich Gebäude, und die neue Pachtung war bald mit Heerden und Erntefeldern bedeckt.

Nun aber war, wie wir schon gesagt haben, der Besitzer der Gemeindehaide reich und geschickt. Er führte bald alle Vervollkommnungen, welche die Erfahrung gebilliget hatte, in seiner Pachtung ein, und erlangte in der Folge gediegenere und reichlichere Erzeugnisse als die anderen Pächter. Die Bewohner Soumak's bemerkten es bald durch den geringen Werth den ihre Lieferungen erhielten, und fingen an über ihren glücklichen Nachbar zu murren. William versicherte sie, daß das einzige Mittel um seiner Mitbewerbung Schranken zu setzen, sei, die Verbesserung, die er eingeführt hatte, ebenfalls anzunehmen. Aber er hatte noch immer mit dem alten Geist der Blindheit und des Schlendrians zu kämpfen; sie wiesen mit Schimpf die guten Rathschläge des wackeren Schulmeisters zurück, indem sie sich damit begnügten ihre fruchtlosen Klagen gegen Lord Rolling fortzusetzen. Endlich schlug dieser den Bauern von Soumak vor, ihnen einen Theil seines Wassers käuflich abtreten zu wollen, aber alle verwarfen diesen Vorschlag mit Entrüstung.

„So sind die Reichen!" rief Roslee aus, der sich nun für arm hielt, seitdem er nicht mehr der erste Pächter der Pfarre war. „Mylord hat daran nicht genug, seine Ochsen, sein Korn und Käse theuer zu verkaufen, nun will er ein Gleiches mit seinem Wasser thun, als ob dasselbe nicht mehr unser Eigenthum wäre, als das seinige, da er es doch auf unserem Grund gefunden hat."

„Auf unserem Grund, den man nie hätte verkaufen sollen," fügte Daniel hinzu.

„Ihr habt Recht," entgegnete William, „aber er ist einmal verkauft, und nun sollen wir nur mehr untersuchen, ob es vortheilhaft ist, dieses Wasser an uns zu bringen."

„Das Dorf hat bis heute ohne dasselbe bestanden."

„Aber nicht ohne Schaden," bemerkte William, „denn die Quelle, aus der wir unser Wasser holen, ist entfernt, der Weg, der dahin führt, ermüdend."

„Für die Buckligen vielleicht," unterbrach ihn James, roh lachend; „was mich betrifft, so lege ich ihn laufend mit zwei Eimern beladen in einer Viertelstunde zurück."

„Und ich schicke meine Leute dahin," fuhr James fort.

„Und ich finde immer Jemand, der mir meinen Krug trägt," fügte die hübsche Ketty hinzu.

„Indessen wäre doch ein Brunnen in dem Dorf sehr bequem," meinte Daniel.

„Für die Weinhändler," vollendete Dunal.

„Nein," erwiederte William, „aber für die Schwachen, für die Armen und für die Frauen, welche nicht immer Leute finden, die geneigt sind, ihre Krüge zu tragen. Bedenket übrigens auch, daß wir im Falle einer Feuersbrunst keine Mittel hätten, um sie zu löschen."

„Gewiß hat Lord Rolling dem William eine Belohnung zugesichert, wenn er den Verkauf seines Wassers betreibt."

Der Bucklige erröthete.

„Euere Voraussetzung ist sehr bösartig, Herr Eduard," sagte er.

„Weniger bösartig, als der Vorschlag Deines Lord," rief der Pächter aus. „Ist es nicht genug, daß er uns schon durch seine wohlfeilen Lieferungen nach der Stadt in's Verderben gestürzt hat. Er gehe zum Henker mit seinem sprudelnden Wasser, von mir bekommt er keinen Schilling!"

William senkte traurig sein Haupt.

„Ihr gebt mehr Euerer Leidenschaft als Euerer Vernunft Gehör, und habt Unrecht; vielleicht werdet Ihr es schon in kurzer Zeit bereuen."

Seine Prophezeiung ging nur zu bald in Erfüllung.

Während einer Nacht, als Alles im tiefen Schlummer lag, erwachte der Schulmeister plötzlich; eine helle Röthe beleuchtete die Vorhänge seines Alkoven. Er stürzte zum Fenster; das dem Schulhause gegenüberstehende Gebäude war in Flammen. William stieß einen Schrei des Schreckens aus; aber andere Einwohner waren auch schon erwacht.

Der Bucklige kleidete sich eiligst an und ging auf die Straße. Er fand das ganze Dorf mit der Löschung des Feuers beschäftigt. Unglücklicherweise hatte sich der Wind erhoben; die Flamme ergriff ein Haus nach dem andern, am Ende die ganze Seite der Straße.

Die Einwohner stießen vergeblich ein verzweifelndes

Geschrei aus, indem sie bei dem Leuchten des Feuers hin und her wogten: Kein Mittel dem Unglücke Einhalt zu thun, das Wasser fehlte.

Das gab einige Stunden lang ein zu gleicher Zeit großartiges und auch schreckliches Schauspiel. Die Weiber hatten sich mit ihren Kindern weinend auf den Boden gesetzt, während die Männer stehend, mit gefalteten Händen, trockenen Auges, zusahen, wie ihre Hütten, die sie oft um den Preis von zwanzig Jahren Arbeit und Mühen sich erworben hatten, in Asche zusammen fielen.

Endlich gegen Morgen stürzten die letzten Dächer ein, die letzten Flammen erloschen und von allen diesen Wohnhäusern, die den Abend vorher noch lustig und voll Leben dastanden, waren nur mehr einige rauchende, von obdachlosen Familien umrungene Schutthaufen zu sehen.

III.

Indessen war doch ein Theil des Dorfes verschont geblieben: es war gerade der, in dem sich Daniel's Gasthaus befand. Die wohlhabenderen Einwohner versammelten sich in demselben, um sich über das Unglück der verflossenen Nacht zu besprechen.

Aber statt an Abhilfe zu denken, waren Alle beflissen, die Ursache des Feuers zu erörtern. Die Einen behaupteten, daß es bei dem Schmied, Andere wieder, daß es bei dem Bäcker ausgebrochen sei.

Man sprach von Entschädigung und gerichtlichen Klagen. Die Verhandlung war sehr lärmend geworden und man war auf dem Punkt aus einander zu gehen, ohne etwas beschlossen zu haben, als William bemerkte, daß mehr als fünfzig Familien ohne Hilfe, ohne Obdach wären.

„Wenn der Wind von einer andern Seite gekommen wäre," fügte er hinzu, „so hätte das Feuer unsere Wohnungen, statt die ihren verheert, wir sind nur durch einen Schutz Gottes von gleichem Unglücke bewahrt geblieben. Zeigen wir uns einer solchen Gnade würdig, indem wir die, welche das Unglück traf, unterstützen; öffnen wir ihnen unsere Häuser, geben wir ihnen unsere Ersparnisse, damit sie ihre Wohnungen wieder aufbauen können, nehmen wir mit einem Wort einen Theil des Unglückes auf uns, damit das Gewicht desselben für sie weniger drückend ist."

„Aber dann wird es uns gewaltig drücken," bemerkte Roslee, den die Wohlhabenheit verhärtet hatte und der jede Auslage, die ihm nicht wieder doppelt hereinkam, fürchtete; „man würde sich selbst zu Grunde richten, wenn man sich aller dieser Leute annehme, und ich will meinen Kindern etwas hinterlassen, damit sie nicht einmal darben müssen."

„Ohne zu bedenken, daß die größere Zahl der Abgebrannten kein Mitleid verdient," meinte Dunal, „zum Beispiel der Trunkenbold von einem Peter, der mir noch das Geld für ein Kalb schuldet, das ich ihm im verflossenen Jahr verkaufte."

„Und die Töchter Davy's," fügte Ketty hinzu, „welche durch ihr ausgelassenes Benehmen der Pfarre zur Schande gereichen."

„Füget den Schwätzer John hinzu, der vor aller Welt Schlimmes sagt," entgegnete Atolf, „und der neulich behauptete, daß mich der Fleischer beim Boxen überwand und ich ihn um Gnade bitten mußte."

„Alles, was wir thun können," fuhr Meister Daniel fort, „ist, daß wir unseren Nachbarn durch eine Sammlung zu Hülfe kommen. Was mich betrifft, so habe ich einige Fässer Bier, die sauer zu werden beginnen, damit will ich ihnen gerne dienen."

„Ich gebe ihnen meine ältesten Erdäpfel," fügte Eduard hinzu.

„Und ich ein mageres Schwein," fuhr Dunal fort.

„Und ich meine alten Kleider," sagte Ketty.

„Aber wo wollen wir sie beherbergen?" fragte William.

„Ich kann einen alten leeren Kornboden zur Verfügung stellen —"

„Ich meinen Heuboden —"

„Ich meinen großen Stall."

Der Schulmeister schüttelte den Kopf, „das ist es nicht, was das Evangelium den Christen befiehlt," sagte er traurig, „früh oder spät werdet Ihr Euere Härte bedauern."

Die zu Grunde gerichteten Familien waren gezwungen, das, was man ihnen anbot, anzunehmen, aber so geringfügig auch die von den Bewohnern Soumak's bewilligten Hülfeleistungen waren, so ermattete selbst diese ihre Barmherzigkeit sehr bald. Dann waren die Abgebrannten gänzlich ohne Hülfsquellen. Dem Elend folgte die Hungersnoth.

Die Kühneren fingen an, das, was man ihnen verweigerte, zu nehmen. Die Ernten wurden Nachts auf den Feldern abgeschnitten, die Bäume ihrer Früchte beraubt, die Heerden gestohlen. Die Pächter verdoppelten vergebens ihre Wachsamkeit, die Kühnheit wuchs mit der Noth, und der Diebstahl nahm immer mehr und mehr zu.

William wollte den Bauern begreiflich machen, daß ihre Unmenschlichkeit die erste Ursache dieser traurigen Unordnungen war, aber man beschuldigte ihn die Diebe zu vertheidigen und Dunal frug ihn mit unverschämter Miene, ob er die Früchte ihres Raubes theile. Das Unglück, welches schon die Entsittlichung herbeigeführt hatte, zögerte nicht, auch eine verheerende Krankheit herbeizurufen. William erkannte im ersten Augenblick die Anzeichen jener schrecklichen Epidemie, welche von Asien nach Europa gebracht worden ist, und von deren kürzlichen Verheerungen ihn die Zeitungen unterrichtet hatten. Er beeilte sich die Behörden und die vorzüglichsten Einwohner des Kantons davon zu verständigen, indem er sie zu bewegen suchte, einen Arzt herbeizurufen, der über die Krankheit wache und ihr Umsichgreifen hemme. Aber man spottete seiner Befürchtungen auch dießmal wieder.

Atolf behauptete, daß die Krankheit nur die Elenden treffen würde, und, daß sie deßhalb willkommen zu heißen wäre, weil sie das Land von einer Heerde Diebe und Bettler säubern werde.

James fügte hinzu, daß er sich nie so wohl gefühlt habe, wie eben jetzt, und Ketty sagte, daß sie einen Anzug zu einem Feste, auf dem sie in acht Tagen tanzen werde, zurecht richte.

Aber acht Tage später war das ganze Dorf in Bestürzung und Trauer. Die Epidemie, welche anfangs nur die Armen ergriffen hatte, schonte bald Niemand mehr. James selbst, der Herkules von Soumak, der nie ein Leiden oder eine Krankheit gekannt hatte, war in einigen Stunden dahingerafft; Roslee folgte ihm bald in's Jenseits nach; dann kam an Ketty die Reihe.

So konnte weder Kraft, noch Reichthum und Schönheit vor der Geißel schützen. Man war um die Aerzte von Bervic gelaufen; aber auch da war schon die Krankheit ausgebrochen und keiner wollte nach Soumak gehen.

So nahm das Uebel, da es sich selbst überlassen

blieb, von Tag zu Tag so überhand, daß die Tischler kaum genügen konnten, genug Särge anzufertigen und die Todtengräber Gräber zu graben. Jeder Handel, jedes Gewerbe hatte aufgehört. Die wenigen Ueberlebenden beklagten sich bei Meister Daniel über den Fortschritt der Krankheit und über die Unmöglichkeit sie zu bekämpfen. Die Furcht hatte in den Herzen einer Art schmerzlicher Wuth, die aus der Ohnmacht und der Verzweiflung entstand, Platz gemacht. Da sie dem Uebel nicht Einhalt thun konnten, so suchten sie demselben eine geheimnißvolle und übermenschliche Ursache beizulegen. Die Einen sprachen „von schlechtem Wind," der das Land durchstrichen habe; die Anderen von der Rache des Teufels, welche die christlich-frommen Bevölkerungen trifft; Andere wieder von Vergiftung der Brunnen, welcher sie die Juden anklagten, ohne eben zu wissen warum, höchstens aus einem Rest von altem Vorurtheil.

Aber der Pedell der Pfarre zuckte bei allen diesen Bemerkungen die Achseln. Peter Dikins war Schulmeister zu Soumak gewesen, und obschon er seiner Unwissenheit wegen durch William ersetzt wurde, so genoß er doch noch immer das ganze Ansehen eines Mannes bei der Gemeinde, der Latein singt und ein offenes Buch zu halten im Stande ist.

„Weder Gift noch schlechter Wind ist Ursache an unserem Uebel," sagte er endlich, „wohl aber Zauberei. Es ist unter uns ein Mann, den ich immer für gefährlich gehalten habe."

„Wer ist es denn?" fragten mehrere Stimmen.

„Wer?" entgegnete Dikins, „habt Ihr denn nie an William's Benehmen bei all' unserem Unglück gedacht? Erinnert Ihr Euch nicht an all' die Beleidigungen und Schläge, die er zu erdulden hatte, als er die Bittschrift wegen der Straße nicht schreiben wollte?"

„Wir erinnern uns sehr gut."

„Er hat sich nur zu gut seit dem gerächt," erwiederte der Pedell.

„Erstens ist er die Ursache, daß Lord Rolling hieher kam—"

„Das ist wahr —"

„Dann hat er prophezeit, daß wenn Ihr das Wasser, welches Euch der Lord anbot, nicht kauftet, das Dorf abbrennen würde —"

„In der That —"

„Endlich hat er vorausgesagt, daß die Krankheit kommen wird, und uns gerathen, Aerzte herbeizuholen —"

„Beim Himmel! an das hatte ich nicht gedacht," rief Dunal aus.

„Ihr begreifet wohl, daß ein gewöhnlicher Mensch das nicht im Vorhinein wissen könnte."

„Gewiß —"

„Aber wie das Sprichwort sagt, das Messer kann die Mordthat voraussagen, die es selbst begehen wird."

„Ja, ja," riefen mehrere Stimmen, „der Bucklige ist an Allem Schuld; er hat die Zauberei aus seinen Büchern gelernt."

„Und bedenket auch," meinte Dikins, „daß er selbst immer verschont geblieben ist —"

„Sein Haus ist nicht abgebrannt —"

„Die Epidemie hat ihn verschont."

„Es ist wahr, er hat das Dorf behext."

„Strafen wir den Zauberer —"

„Rächen wir unsere zu Grunde gerichteten Nachbarn."

„Unsere von der Seuche dahingerafften Verwandten."

„Tod William, dem Häßlichen!"

„Tod! Tod!"

Das Geschrei ertönte im ganzen Dorfe; die Einwohner hatten um so willfähriger den von Dikins hingeworfenen Verdacht aufgegriffen, als alle im Innern eine geheime Eifersucht auf William's geistige Ueberlegenheit nährten und sich immer geärgert hatten, wenn sich seine Voraussagungen verwirklichten. Der Neid kam dem Aberglauben zu Hülfe und sie erhoben sich wüthend und eilten dem Schulhaus zu. Sie fanden ihn damit beschäftiget, die ihm anvertrauten Kinder zu unterrichten. Sie rissen ihn aus seinem Haus, ohne ihm eine Erklärung zu erlauben, stießen ihn, durch den Zorn blind, ihm tausend Qualen verkündigend, vor sich her. Endlich erscholl das allgemeine Geschrei: „Zu dem Brunnen!" und man schleppte den Buckligen zu dem großen Wasserbehältniß, um ihn darin zu ertränken. Aber in dem Augenblick, als die wüthende Menge die Grenzen der Gemeinde-Haide überschritt, kam ihnen Lord Rolling selbst mit seinen bewaffneten Dienern entgegen. Er hatte vernommen, in

welcher Gefahr der Schulmeister schwebe und eilte herbei, um ihn zu retten.

Er entriß William den Händen der Bauern, indem er sie um die Ursache einer solchen Gewaltthätigkeit befragte.

Peter Dikins machte ihn damit bekannt.

„Also,“ sagte der Lord, nachdem der Pedell zu Ende war, „weil dieser Mann immer weise und Ihr immer unsinnig wart, so wollt Ihr seinen Tod. Er hat Euch von Gutem und Bösen, das Euch erwartete, benachrichtiget, Ihr habt Euch geweigert, es zu glauben, und jetzt, wo sich diese Voraussagungen verwirklichet haben, macht Ihr ihn für Euere Unklugheit verantwortlich. Weh' den Menschen, welche die Geistesfähigkeiten verachten oder sie fürchten! Sie werden der Unwissenheit, der Blindheit und dem Zufall überliefert sein. Ihr seid nicht würdig, daß William unter Euch lebe, weil Ihr nicht verstanden habt, ihn zu schätzen. Ich nehme ihn unter meinen Schutz und gleich morgen wird er nach meinem Besitzthum bei Edinburg abreisen. Da wird er Menschen finden, welche die Wissenschaft und die Weisheit für Gaben Gottes ansehen und sie zu achten verstehen. Was Euch betrifft, so bleibt in Euere Finsterniß und in Euere Böswilligkeit versunken, weil Ihr den, welcher Euch unterrichten wollte, thöricht von Euch stießet.“

William reiste in der That am andern Morgen ab, und man sah ihn nie mehr in Soumak. Aber die durch die Erfahrung aufgeklärten Einwohner wünschten ihn mehr, als ein Mal, in ihre Mitte zurück, denn nichts gedieh mehr nach seiner Abreise. Die Abgebrannten, deren Häuser man nicht wieder aufbaute, wanderten aus, ihre Felder blieben nicht bebaut, der Handel sank und das ehemals so reiche Dorf war im Verlauf von einiger Zeit nichts mehr als ein von Brachfeldern umgebener, ganz verödeter Weiler.

Die Herberge zur Gnade Gottes.

Der ehrwürdige Pfarrer eines kleinen im Rheinthale gelegenen Dorfes — Herr Barras — war ein hagerer Greis mit einem sanften und blassen Antlitze, welcher den Geist Jener sehr in Anspruch nahm, welche ihn umgaben, sowohl wegen seiner tiefen Schwermuth als auch wegen dem, was man von seinem vergangenen Leben wußte.

Zuerst Künstler, und zwar Maler, war er plötzlich mit dreißig Jahren Priester geworden und hatte hintereinander alle Verrichtungen des Predigers, des Missionärs und des Gefängniß-Almosensammlers ausgeübt. Welche Gedanken, welche Ereignisse hatten ihn dazu vermocht, die rauhesten Pfade seines ohnedieß schon so beschwerlichen frommen Standes zu wählen?

— „Unglückliche Gefühle!" sagten die Einen.

— „Große Unglücksfälle!" dachten die Anderen.

Aber alle diese Muthmaßungen blieben ohne Lösung, denn der Pfarrer Barras machte nie Anspielungen auf die früheren Verhältnisse seines Lebens. So viel wußte man aber gewiß, daß seine Almosen unversiegbar waren wie seine Mildthätigkeit, und daß sein Glaube eben so tief und rührend als glühend war, daß er die Herzen mehr durch die Liebe als durch die Furcht zu Gott erhob, und daß er die Schuldigen zu trösten wußte, indem er ihnen mehr von der Allbarmherzigkeit als von der Rache seines göttlichen Meisters sprach. Auch war der Pfarrer Barras allgemein geliebt.

Eine reiche Familie des Dorfes anerkannte seine große Gelehrsamkeit und vertraute ihm die erste Erziehung zweier Knaben. Diese hingen bald mit Liebe an ihm. Er gefiel sich in diesem Hause, wo er zwei Herzen zum Guten bildete, und er kam oft dahin, um daselbst nach gethaner Pflichterfüllung den Tag zu beenden.

An schönen Sommerabenden liebte er es, sich unter den großen Bäumen einer Terrasse niederzulassen, von wo

man eine reizende Aussicht über das Dorf und den Thalgrund genoß; hier sprach er, von einigen Freunden umgeben, unter welchen sich der Arzt der Gegend befand, von den Ländern, die er als Missionär durchwandert hatte.

Dieser Arzt, ein alter Militär-Feldscheer, erzählte auch Episoden aus seinem bewegten militärischen Leben; diese verschiedenen Erzählungen fesselten die jungen Leute, und machten sie mit allen Gefahren, allen Verhältnissen und Leiden des menschlichen Lebens bekannt.

Eines Abends kam man nach den launenhaften Abschweifungen des Gespräches auf jene sonderbaren Dinge zu sprechen, welche die Vernunft verwirren, auf jene unerklärlichen Phänomene, welche die immer in das Wunderbare verliebten schwachen Geister ohne Prüfung hinnehmen und welche die starken Geister läugnen, bis sie selbst Zeugen derselben gewesen sind oder sie selbst empfunden haben.

Man hat schon errathen, daß es sich um Ahnungen, Sympathien oder Antipathien handelte, um entzückende Visionen, durch welche eine Johanna d'Arc entstand und welche den übermenschlichen Muth der Martyrer erzeugt und die Propheten begeistert haben, um jene sonambulen Schläfe endlich, welche ein unbekannter Zufall hervorbringt und die ein nicht minder unbekannter Zufall zerstört und während welcher die Seele, vom Körper getrennt, einen erschreckenden Scharfsinn erlangt und nicht nur unbekannte Länder und Wesen, sondern auch Gefühle und Gedanken klar und deutlich sieht. Dieß sind Eigenschaften, Scharfsinnigkeiten, Hellsehereien, an welchen sich der Glauben eben so gut stößt wie der Unglauben und für welche weder der eine noch der andere irgend eine Erklärung bietet.

Die Abendstunde war für diese außergewöhnlichen Erzählungen sehr günstig, von denen man nicht gerne bei Tage spricht, aber welche die bleiche und phantastische Helle des Mondes hervorruft und wundervoll einrahmt.

Der Arzt erzählte von Anfällen von Starrsucht, die er selbst an Verwundeten und Amputirten während seiner langen ärztlichen Laufbahn beobachtet hatte; er sprach von den Wirkungen, von den außerordentlichen Kräften, welche ein gewisses Feuer bei zu Tod verwundeten Menschen

entwickelte. Diese Erzählungen glichen den phantastischen Geschichten Hoffmann's.

— „Ich werde Ihnen eine nicht minder seltsame, aber ganz verschiedene Begebenheit erzählen, die mich persönlich betraf und die ich mir nie erklären konnte," fügte der Arzt bei. „War es die Wirkung der Thätigkeit eines Gedankens auf den anderen Gedanken oder des auf einen anderen Willen einwirkenden Willens, welcher sich nicht dagegen vertheidigt, weil der erste unbewußt des zweiten handelt? Kurz, erkläre es wer da wolle, erhelle wer mag diese Phänomene, ich weiß nur, daß die Sache wahr ist und da ist sie nun in ihrer ganzen Wahrheit:

Ich hatte meine Anstellung als Arzt erhalten und schickte mich an die Hauptstadt zu verlassen und das Regiment einzuholen, dem ich beigegeben war, als ich einen ohne Zweifel ziemlich nichtssagenden Traum hatte, welcher mich aber dennoch in Erstaunen setzte, weil derselbe, ganz den gewöhnlichen Träumen entgegen, nicht die Wirkung irgend eines Ereignisses, eines Gedankens oder einer Erinnerung war. Daher sprach ich auch, als ich nach meiner Gewohnheit zu meiner Mutter zum Frühstücke kam, mit Erstaunen von demselben.

— „Solltest Du es glauben," sagte ich, „daß ich diese Nacht von einem kleinen Knaben geträumt habe, mit dem ich in meiner Kindheit Ball spielte auf dem Platze, neben welchem wir in Kehl wohnten? Ich glaube in den fünfzehn Jahren, seit welchen wir diese Stadt verlassen haben, nicht ein einziges Mal an diesen kleinen Schulkameraden gedacht zu haben."

— „Welcher denn?" fragte mich meine Mutter.

— „Der Knabe mit einer so entschlossenen Miene, mit schwarzgelockten Haaren, welcher manchmal auch zu uns kam —"

— „Hieß er nicht Georg?" meinte meine Mutter.

— „Ja, Georg, aber wie war denn doch sein Familienname?"

— „Hieß er nicht etwa Latournelle?" fuhr meine Mutter fort, ihre Erinnerungen sammelnd.

— „Du hast Recht, er nannte sich Latournelle."

Wir setzen uns zu Tische, man läutet, ein junger, von der Sonne abgebrannter Mann tritt ein, stellt sich vor, nennt sich. Dieser junge Mann war Georg

Latournelle; er kam, um mich um einen Dienst zu bitten, den nur ich allein ihm erweisen konnte, und, verfolgen Sie diese Einzelnheiten genau, er suchte mich seit drei Tagen in der ganzen Stadt, er hatte aber keine anderen Aufschlüsse über mich erfahren können, als daß ich Arzt geworden sei; er hatte dann in allen Spitälern nach mir gefragt und so war es ihm endlich gelungen, meine Adresse zu erfahren.

Meine Mutter und ich, wir betrachteten einander erstaunt, verwirrt über dieses Zusammentreffen meines Traumes mit dem Erscheinen dieses jungen Mannes.

Dieser Zufall ist nie aus meinem Gedächtnisse gewichen und hat mich mehr als einmal mit Träumereien erfüllt — —"

Der Pfarrer Barras war während dieser Erzählung in ein tiefes Sinnen versunken, und bewahrte ein Schweigen, welches seine jungen Zöglinge mit Erstaunen erfüllte; es schien ihnen, daß seine gesunde und kräftige Vernunft solche Gespräche wenn schon nicht verbieten, so doch die Gefährlichkeit derselben andeuten sollte, denn dergleichen Gedanken haben mehr als einen Verstand umdüstert; er ergriff endlich das Wort, aber dieß geschah um zu sagen, daß auch er einen furchtbaren, schrecklichen Traum gehabt habe, der ihm von dem Herrn gesandt worden war, um ihn von einem Abgrunde wegzuziehen, und daß dieser Traum oder vielmehr dieses Traumgesicht über sein ganzes Leben entschieden habe.

Das Erstaunen war allgemein, man drang in ihn zu sprechen.

— „Ja, ich werde sprechen," fuhr er mit Traurigkeit fort, „die Stunde ist gekommen, ich habe nur mehr wenige Zeit unter Euch zu verleben. Ihr könnt mich nun alle verstehen," sagte er, die jungen Leute anblickend; „dieses Gespräch ist ohne Zweifel von der Vorsehung gesandt, denn es dient mir vortrefflich als Einleitung. Ja, diese letzte Sühnung ist nothwendig," fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Ihr werdet nun das Ereigniß kennen lernen, welches mich mit dreißig Jahren an die Stufen des Altars trieb."

Und nachdem er sich einige Augenblicke gesammelt hatte, begann er seine Erzählung mitten unter der allgemeinen Aufmerksamkeit und mit einer tiefen Bewegung.

„Ich wurde von meinem mütterlichen Onkel erzogen, der eben so berühmt durch seine Verdienste als Chemiker, wie durch sein Vermögen wurde; denn durch einen seltenen Zufall hatte ihn die Wissenschaft bereichert. Man kannte an ihm nie ernste Leidenschaften außer dem Studium, er hatte demselben sein Leben geweiht und verbrachte seine ganze Zeit und sein Geld in Versuchen, die für Andere nützlich und für ihn fruchtbringend waren.

„Er war Wittwer und kinderlos, ich war sein einziger Neffe, er nahm mich als den Sohn einer armen Schwester, die er sehr geliebt hatte, an Kindesstatt an und bestimmte mir sein Erbe. Ich gewöhnte mich bald an den Gedanken, eines Tages ein großes Vermögen zu genießen und stürzte mich fröhlich in das Leben.

„Ich erfuhr zur guten Stunde, daß die Reichthümer unter den Menschen hoch angerechnet werden, denn schon in der Schule verschaffte mir mein Verhältniß als Erbe des reichen V. die allgemeine Liebe und zog mir eigennützige Freunde zu.

„Diese Entdeckung war nicht derart, um mich von dem Golddurste zu befreien; aber da ich einen ausnehmenden Stolz besaß, wollte ich meine Kameraden durch andere Vortheile als die des Vermöges beherrschen; ich verwendete also einen solchen Feuereifer auf meine Studien, daß er mich bald die Freude am Wissen kennen lehrte.

„In der letzten Stunde, welcher ich nahe bin, beurtheilt man sich mit derselben Unpartheilichkeit, mit der man die Anderen beurtheilt; das Ich der Jugend ist nicht mehr das Ich des Greises. Ihr werdet mir also glauben, wenn ich Euch sage, daß mir Gott das Verständniß gegeben hatte, welches — abgesehen von allen glücklichen Verhältnissen — den Menschen unter den Menschen groß macht und auszeichnet. Ich wußte damals noch nicht, daß dieses heilige Feuer, welches ich in mir fühlte, als Weihrauch auf dem Altar des Herrn in der Stille und Sammlung brennen würde; ich träumte von Kronen, ohne auch nur entfernt an jene zu denken, welche eines Tages mein Haupt umfassen sollte — —

„In der Zeit, in welcher ich erzogen wurde, bestritt man alle Obrigkeiten, selbst die Gewalt Gottes. Ich reifte zum Jüngling heran in der Epoche, wo die Leidenschaften keinen Zügel mehr kannten, wo der Unglauben

sich mit dem schönen Namen „Philosophie" schmückte; ich genoß das Dasein ohne Schranken oder Gränzen für meine Wünsche, ohne jemals meine Gedanken auf die wahrscheinlichen Zwecke des Lebens zu richten — —

„Nach meinen Studienjahren trat ich, da ich mich zu den Künsten hingezogen fühlte, in das Atelier eines berühmten Malers ein. Auch hier schaarte mein Vermögen eine Menge junger, vergnügungssüchtiger Altersgenossen um mich, welche in mir den fröhlichen Amphytrion aller ihrer Feste feierten.

„Mein Onkel gewährte mir, voll Nachsicht gegen meine Fehler und ließ völlige Freiheit, deren er auch selbst bedurfte, und bekümmerte sich nur um meine Arbeiten. Er wollte, daß mein persönliches Verdienst das Vermögen vergessen lassen möge, welches er mir hinterlassen sollte. Als ihn mein Meister versichert hatte, daß ich zum Maler geboren sei, ermunterte er mich zu reisen um die großen Meister aller Schulen zu studieren; „weder das Geld noch die Liebe Deines Adoptivvaters werden Dir fehlen," sagte er, „aber, glaube mir, tritt nicht eher in Deiner Laufbahn öffentlich auf, bevor Du nicht im Stande bist Erfolge zu erringen und auf demselben Pfade fortzuwandeln." —

„Diese Worte entsprachen meinen Wünschen so wohl, daß ich mit der Selbstsüchtigkeit und dem Leichtsinne des Jugendalters abreiste, einer Selbstsucht, die sich ihrer selbst unbewußt ist, einem Leichtsinne, welcher nicht vorherzusehen im Stande ist. Ich überließ meinen Onkel der Einsamkeit in dem Alter, wo man sie nicht mehr zu ertragen weiß. Ich durchreiste Belgien, Frankreich, Holland, Spanien, Italien, ich verweilte überall, wo Meisterwerke zu bewundern, zu studieren waren, ich schrieb meinem alten Onkel nur selten, welcher seinerseits nicht vergaß, mir die Mittel zu bieten, meine Reisen fortzusetzen und überall, wo ich verweilte, angenehm zu leben.

„Ich war seit zwei Jahren in Rom geblieben, als ein Brief eines meiner alten Atelier-Gefährten, welcher meinen Onkel kannte und ihn manchmal besuchte, alle meine Pläne zerstörte und meine Hoffnungen vernichtete. Dieser Freund benachrichtigte mich, daß mein Onkel sich ehestens verheirathen werde, wenn die Heirath nicht schon gar vollzogen sei. Er hatte ein Haus in der Hauptstadt

in mitten eines geräumigen Gartens gekauft und ließ es prächtig einrichten. Friedrich, dieß war der Name meines Freundes, rieth mir sobald als thunlich abzureisen.

„Steige bei mir ab", fügte er bei, „bei Deiner Ankunft werde ich mehr und Näheres erfahren haben, dieß wird das Benehmen bestimmen, welches Du zu beobachten haben wirst."

„Ihr werdet die Revolution, welche dieser Brief in mir hervorbrachte, begreifen, wenn ich Euch sage, daß ich auf dem Punkte war, eine Verbindung zu schließen, welche anzusprechen mir mein Ruf als Erbe, ohne es zu wissen, das Recht gab.

„Meine Verlobte war eine Wittwe, schön, reich und von Adel; ich glaubte mich einzig um meinethalben geliebt und ich ahnte die Vortheile, welcher wegen ich zahlreichen Nebenbuhlern vorgezogen wurde, so wenig, daß ich allsogleich zu ihr eilte und ihr die Nachrichten mittheilte, die meinen Reichthum bedrohten. Ich wurde von der Kälte entsetzt, mit welcher sie mich anhörte und mir rieth, auf das Schleunigste abzureisen, um diesen Sturm zu beschwören. Ich sah klar ein, daß Michael Barras, verarmt, nicht die Hand jenes Weibes erhalten würde, welche Reichthum höher stellte als warme, reine Gefühle.

„Ich verließ Rom, Wuth im Herzen, und wollte „mein" Vermögen um jeden Preis retten, um wieder in diese Stadt zurückzukehren und meinerseits jenes Weib verachten zu können, welches meinen Stolz so grausam beleidigt hatte. Ich reiste am 21. Dezember 18** ab und langte am 31. des Abends bei Friedrich an, er war allein. Die Traurigkeit, mit welcher er mich empfing, erschreckte mich.

— „Ist mein Oheim verheirathet?" fragte ich ihn.

— „Nein," antwortete mir Friedrich. „Aber er ist an einem unerwarteten Schlagflusse gestorben, der ihn traf, als er einen Freund verließ, bei dem er zu Mittag gespeist hatte. Sein Kammerdiener brachte mir eben diese Nachricht und übergab mir diesen Brief, den man in der Tasche seines Herrn fand und welchen er mich bat Dir zukommen zu lassen; er ist von der Frau Deines Onkels, welcher seit achtzehn Monaten insgeheim verheirathet und Vater eines sechs Wochen alten Söhnleins ist. Die frühzeitige Geburt dieses Kindes hat sie in einem kleinen Dorfe

am Fuße der Alpen aufgehalten, sie liegt krank in einer Herberge. Dein Onkel wollte eben abreisen, um sie abzuholen, als ihn der Tod überraschte."

Meine Gestalt, während ich ihn anhörte, machte ihn zittern; ich nahm den verhängnißvollen Brief aus seinen Händen. Die Zeilen verschwammen aber derart vor meinen Augen, daß ich nicht ein einziges Wort seines Inhaltes entziffern konnte.

„O, meine Freunde! O, meine Kinder!" rief der Pfarrer mit Angst aus, „leget diesem Golde nicht zu viel Werth bei, welches uns so viele schmachvolle Handlungen begehen läßt."

Friedrich, welcher von der Verwirrung erschreckt war, in welcher er vielleicht schon düstere Entschließungen auftauchen sah, suchte mich zu überzeugen, daß mein Onkel in seiner Güte gewiß mein Loos gesichert habe.

— „Plötzlich gestorben!" antwortete ich, „begreifst Du denn nicht, plötzlich gestorben! Ich bin auf das Elend oder darauf angewiesen, das Mitleid jenes Weibes anzuflehen, das ohne Zweifel den Greis betrogen hat, um sich seines Vermögens zu versichern. Das Elend! das Elend!" wiederholte ich mit Schrecken. „O ich ziehe den Tod vor! Lese mir diesen Brief vor!" sagte ich zu meinem Freunde.

Als ich ihm zuhörte, erfaßte der Gedanke des Verbrechens meine Seele. Mein Onkel hatte mich in einige verhängnißvolle Umstände eingeweiht, die es mir leicht machten. Ich hörte alle Einzelnheiten dieses Briefes an; seine Frau liegt krank in einer Herberge am Fuße der Alpen, sagte ich zu mir, in geringer Entfernung von einem Seehafen. Man glaubt ich sei in Rom, Niemand hat mich in der Hauptstadt gesehen, es braucht zehn Tage, bis daß die Neuigkeit von dem Tode meines Onkels in Italien anlangt. Ich kann vor ihrem Anlangen wieder nach Rom zurückgekehrt sein.

Als mein Freund die Vorlesung geendet hatte, war mein Entschluß gefaßt. „Sie sollen zittern, diejenigen, welche Michael Barras bestohlen haben! Er ist der Mann dazu, sich zu rächen!" rief ich aus.

— „Was sagst Du?" rief Friedrich, von Entsetzen ergriffen. „Siege über die furchtbaren Versuchungen, welche Dich umlagern. Rufe Deine Vernunft zu Hilfe."

— „Ich ziehe den Tod dem Elende vor, folglich Tod für sie oder für mich —"

— „Ich werde Dich Dir zum Trotze retten; ich hänge mich an Deine Schritte, ich verlasse Dich nicht. Morgen wirst Du im Hause Deines Oheims erschienen sein, übermorgen wirst Du seinem Leichenbegängnisse beiwohnen und wir werden alle Beide diesen Augenblick des Wahnsinns vergessen."

— „Morgen," erwiederte ich mit dumpfer Stimme, „werde ich ferne von Dir und dieser Stadt sein. Lebe wohl, länger hier verweilen, hieße die Gastfreundschaft eines Freundes mißbrauchen; vergiß um meines und Deines Lebens halber, daß Du mich hier gesehen hast; zu dieser Stunde hängt mein Heil davon ab!"

— „Nein," entgegnete Friedrich entschlossen, meine Hände mit Kraft haltend, „wir werden uns nicht verlassen. Ich bürge für Dich. Willst Du mich zu Deinem Mitschuldigen machen? Ich wäre es ja, der Dich durch meine Benachrichtigung zu dem Abgrund gestoßen hätte, in welchen Du Dich stürzen willst. Ich liebe Dich und ich, ich fürchte Gott —"

— „Gott kümmert sich nicht um die Menschen," frevelte ich verächtlich, „laß mich, ich will nicht, daß diese Leute über mich lachen, ich werde vielmehr über sie lachen, noch einmal, laß mich!"

Es fand nun ein Kampf zwischen uns Beiden statt; er wollte mich zurückhalten, ich ihm entwischen; aber ich besaß die Stärke und Wuth des Löwen, ich warf ihn über den Haufen und entfloh. Er folgte mir, aber es gelang ihm nicht, mich einzuholen, wie er mir später erzählte.

„Meine Freunde, meine Kinder!" fuhr der greise Pfarrer mit schmerzbewegter Stimme fort, „ich wohnte dem Leichenbegängnisse des Mannes nicht bei, der Vaterstelle an mir vertreten hatte; ich verließ die Hauptstadt noch am selben Abende und legte zweihundert Meilen zurück von dem Wunsche und dem Vorsatze beseelt, ein doppeltes Verbrechen zu begehen.

Diese Tage des Wahnsinnes haben mich für immer vor den Menschen gedemüthigt und mich für ihre Fehler nachsichtig gestimmt, denn Keiner erschien mir so strafbar wie ich selbst. „Ja," sagte er mit Angst, „ich war

strafbarer als jene, die in einem Augenblicke der Leidenschaft durch einen unüberlegten Akt ihres Willens zu Menschenmördern werden. Ich trug Tag und Nacht den Willen des Verbrechens in meiner Seele, und ich hätte es vollbracht, wenn Gottes Hand mich nicht zurückgehalten hätte."

Diese Erzählung belebte wieder seine grausamen Erinnerungen und entlockte ihm noch Thränen der Reue.

— „O mein Gott!" sagte er, „haben wohl die Gedanken und die Werke, die jenen schrecklichen Tagen gefolgt sind, die Schandflecken meiner Seele weggewaschen? Wirst Du mich wohl, o Gott, lossprechen, mich, der ich mir niemals selbst vergeben habe!"

Nicht einen der Umstände dieser Reise habe ich vergessen und diese Erinnerungen sind meine ewige Strafe gewesen. Ich rufe sie mir nie in's Gedächtniß zurück, ohne daß ein Schauer mein Blut erstarren macht und mich bis in das Mark der Gebeine schüttelt. Es schien mir, daß diese verbrecherischen Gedanken in meinen Augen glänzten wie die Beile des Henkers in der Sonne blitzen, so sehr waren diese Gedanken mit verführerischer Macht ausgestattet! Auch die Blicke der Männer, der Weiber und Kinder verursachten mir entsetzlichen Schrecken. Die unschuldigste Frage schien mir ein Verdacht zu sein, eine Frage des Richters, und ich fürchtete derart mich während des Schlafes zu verrathen, daß ich Martern erfand, um mich zu verhindern, demselben zu unterliegen. Es gab Augenblicke, wo ich meine Brust nicht erheben konnte, um zu athmen, andere Augenblicke wieder, wo die eisige Luft mich nicht mehr erfrischte, wo es mir schien, als ob mein Gehirn in Flammen schwimme; es gab Augenblicke, wo ich in feurigen oder blutigen Buchstaben das Wort „Mörder" auf alles geschrieben gewahrte, das ich betrachtete, auf die Wolken und selbst auf den Himmel! Manchmal nahmen meine Gedanken Gestalten und Farben an und gaukelten vor mir wie die Phantome, welche die Fieberkranken umkreisen und welche sie Tag und Nacht mit geschlossenen und offenen Augen vor sich sehen und trotz dieser Martern und Qualen reiste ich immer weiter —

Wenn ich Euch die Angst dieser furchtbaren Tage ausmale, thue ich es, damit Ihr es den Menschen wieder erzählet. Sie sollen erfahren, wie viel auch nur der

Gedanke an das Verbrechen kostet, und sie mögen nach diesen ersten Qualen urtheilen, welche entsetzliche Martern erst die Gewissensbisse verursachen müssen!

Es gibt schreckliche, entsetzliche Gedanken, welche in einigen Stunden das Verstandesmaß verzehren können, welches Gott dem Menschen für sein ganzes Leben zugesteht. Zwanzig Meilen weiter und ich hätte vielleicht den Verstand verloren. Meine Nächte waren noch gräßlicher als meine Tage; die Phantome sind so überaus groß in der Finsterniß! Bald war es mein Onkel, der sich aus seinem Grabe erhob und mich für sein Weib und seinen Sohn um Gnade bat; bald war es der Tod, welcher mir die versprochenen Opfer abforderte; auch Satan richtete neben denselben höllische Worte des Hohnes an mich und entrollte vor meinen Augen die berauschenden Scenen aller Vergnügungen, aller Ehren, welche der Reichthum verschaffen kann. „Einen Augenblick der Entschlossenheit," flüsterte er mir zu, „und alle diese Vergnügen, alle diese Ehren sind Dein!"

Diese Gemälde steigerten die Versuchung und ich reiste immer weiter.

Endlich kam ich in der kleinen Stadt C. an, wo ich den Wagen nahm, der mich an mein Reiseziel bringen sollte; es war durchdringend kalt und so starkes Glatteis, daß der Posthalter erstaunt war, einen Reisenden zu finden. Sein Erstaunen setzte mich in Verwirrung — nach fünfzig seither verflossenen Jahren erinnere ich mich noch nicht nur des Gesichtes dieses Mannes, sondern auch seiner Kleidung, seines Wagens und seines Pferdes ganz deutlich; ich sehe noch immer die Zeichnungen und die Farbe des Sammts vor mir, mit welchem das Innere dieses Wagens ausgeschlagen war, und noch höre ich das Geräusch, welches sein Rollen hervorbrachte.

Mein Gesicht mußte verrätherisch sein, denn es beunruhigte den Kutscher. Hatte er Geld bei sich? Fürchtete er einige Angriffe? Er dachte augenscheinlich nach, zu welcher Menschenklasse ich gehören mochte, und als Schlußfolgerung seiner Unruhe sagte er, indem er mich betrachtete, ganz laut: „Man muß sehr dringende Geschäfte haben, um bei einem solchen Wetter zu reisen." —

Diese mittelbare Frage machte mich zittern, aber um Nichts in der Welt hätte ich auf dieselbe geantwortet; ich

befand mich damals in einem so entsetzlichen Paroxismus, daß es mir noch heute scheint, als würde ich auf jede wie immer geartete Frage nur durch das gegen meinen Willen ausgesprochene Wort: „Mörder!" geantwortet haben.

Dieses Schweigen erschreckte den Kutscher, es wurde augenscheinlich, daß er mir mißtraute; die Straße war vereinsamt, ein dichter Nebel vermehrte noch seine Angst, und da er fürchtete, derselbe könnte die Pläne, die er mir beimaß, begünstigen, stieg er ab und führte sein Pferd am Zügel; ich überraschte ihn, wie er von Zeit zu Zeit das heilige Kreuz machte und meine geheuchelte Ruhe war weit davon entfernt, ihm mehr Sicherheit einzuflößen.

— „Wissen Sie, mein Herr, daß wir in Gefahr sind? Diese Straße ist enge, von Abgründen eingefaßt, wenn uns nicht der Instinkt meines Pferdes rettet, können wir B. nicht oder wenigstens nicht mit heiler Haut und gesunden Gliedern erreichen."

Ich antwortete nicht, ich that als ob ich schliefe, mein Gefährte murmelte Gebete — — Die zeitweilig zwischen Bergen eingeschlossene Straße glich einer Schlucht, in Mitten welcher der stoßende Wagen mühsam dahinrollte, dessen Geräusch sich weithin erstreckte und die Echo's der Berge erweckte.

Ich kann nun nichts von dem erzählen, was jetzt folgte, die Ermüdung dieser Tage und Nächte ließ mich ohne Zweifel aus einem geheuchelten Schlafe in einen wirklichen verfallen; so viel ist gewiß, daß wir bei der Ankunft in dem Dorfe B. umwarfen und daß ich, ohne es zu wissen, in eine Herberge dieses Ortes gebracht wurde, denn die Heftigkeit des Sturzes hatte mich der Besinnung beraubt.

Als ich zu mir kam, befand ich mich in einem Bette unter den Händen eines Arztes; dieser Mann ließ mir zur Ader, beunruhigt über einen Sturz, der eine solche Ohnmacht hatte verursachen können.

— „Wo bin ich?" fragte ich.

— „Mein Herr", antwortete die Wirthin stolz, „Sie sind hier in der Herberge zur Gnade Gottes. Nichts wird Ihnen fehlen, denn ohne mich zu rühmen, ist der gute Ruf dieses Hauses schon seit Langem begründet; was den Herrn Doktor betrifft, so wird er Sie wieder

gesund machen und wenn Sie selbst in Todesgefahr wären."

Der Arzt, welcher mir so empfohlen wurde, befahl, daß man über mich wache und ihm sogleich Nachricht sende, sobald irgend ein Zwischenfall einträte; er entsetzte sich über das verzehrende Fieber, dem ich anheimgefallen war, und da er von den Seelenmartern nicht unterrichtet war, welche mir dasselbe ganz natürlich verursachen konnten, argwöhnte er irgend eine innerliche Verletzung, obwohl ich ihn versicherte, daß ich nur Ermüdung und einen großen Kopfschmerz verspüre.

Eine Magd, Rosa geheißen, setzte sich an das große Feuer, welches man in dem Zimmer anzündete, in dem ich mich befand. Kaum waren alle Anordnungen für meine Nachtwache getroffen, als durch ein unerklärliches Phänomen, trotz des glühenden Fiebers, welches mich verzehrte und welches mir nur Erregtheit und Schlaflosigkeit versprach, mein Geist ruhiger wurde und ich einen tiefen Schlaf hatte, ähnlich dem des Todes. Es war wie ein Vorhang, welcher die Wirklichkeit der Menschen von der Wirklichkeit trennen sollte, welche ihnen Gott durch Mittel, welche sie weder erklären noch verstehen können, manchmal zeigt.

Wie lange Zeit ich in diesem Schlummer blieb, weiß ich nicht; dann glaubte ich zu erwachen und ein furchtbares Traumgesicht begann. Ich glaubte am Fenster des Zimmers, in welchem ich schlief, zu stehen. Dieses Fenster war offen, es war prächtiger Vollmond, der Boden war gefroren, aber ich fühlte die Kälte nicht. Ein Weg schlängelte sich gerade gegenüber diesem Fenster dahin; ich betrachtete ihn mit Neugierde, ohne das Interesse zu begreifen, welches mich bewog, ihn so aufmerksam zu betrachten; ich bemerkte umgestürzte Bäume am Rande eines Grabens zur rechten Seite der Straße; einige Häuser, die auf der linken Seite ohne alle Regelmäßigkeit standen; ich besah neugierig ihre Thüren, ihre Fenster, ihre Stiegen von außen und selbst die tiefen Fahrgeleise, welche den ganzen Weg durchfurchten. Plötzlich sah ich aus einem kleinen, oberhalb der umgestürzten Bäume befindlichen Hohlwege einen Mann hervorkommen, der zu fürchten schien gesehen zu werden; er ging mit Vorsicht, sah sich nach allen Seiten um, ob Niemand käme.

Im Maße, als der Pfarrer in seiner Erzählung weiter fortschritt, verfiel er in die Herrschaft des Schreckens, welchen dieses Traumgesicht ihm verursacht hatte; seine Züge verzerrten sich, seine Stimme klang rauh und hohl, seine Sätze waren abgebrochen und anders als seine gewöhnliche Redeweise und schienen ohne die Beihilfe seines Willens durch unauslöschliche Eindrücke zu entstehen. Wenn man ihm zuhörte, begriff man, daß er — und wenn er dieses Traumgesicht selbst zwanzig Mal erzählt hätte — immer dieselben Ausdrücke gebraucht haben würde.

Dieser Mann, welcher nach allen Seiten forschte, ob ihn Niemand sehe, erblickte mich nicht, mich, der ich nur dreißig Schritte entfernt von ihm stand, mich, ihm gegenüber, mich, der ich ihn so gut sah! Denn, nachdem er die Augen überallhin und auch auf das Fenster geworfen hatte, an dem ich stand, machte er Jemanden ein Zeichen zu kommen und ein anderer Mann erschien! Dieser letztere trug auf seinen Schultern einen Sack, dessen Form mich zittern machte, und ich befand mich plötzlich hinter diese Männer versetzt, ohne zu wissen wie! Ich schwebte über der Erde hin, ich ging nicht. Ich war wie die Vögel, deren Flug am Boden dahingeht, ohne ihn zu berühren. Diese Männer verfolgten schweigend den Weg und standen erschreckt stille, wenn das Eis unter ihren Füßen krachte. Als sie bei einem gefrornen Bache ankamen, welcher die Straße durchschnitt, zeigte der Mann, welcher nichts trug, mit einer Geberde dem Anderen mit dem Sacke ein über den Bach gelegtes Brett; dieser verstand die Absicht seines Gefährten und ging über das Brett, um nicht Gefahr zu laufen, auf dem Eise auszugleiten. Ich schritt nach ihm über das Brett, denn ich konnte den Mann mit dem Sacke nicht verlassen, ich war wie an ihn gefesselt.

— „Wer hätte sich ein so helles Mondlicht erwartet, nach einem solchen Nebel und einem so düsteren Abende, Roland?" sagte der Mann, der nichts trug, zu dem Manne mit dem Sacke.

Roland antwortete nichts.

Als wir noch einige Zeit gewandert waren, erblickte ich zur Rechten eine einsame Hütte. Als wir auf eine kurze Entfernung der Hütte nahe gekommen waren, sagte der Erstere:

— „Warte hier einen Augenblick, damit ich um die Hütte herumgehen kann, die Alte wacht oftmals, ihr Unglück, wenn sie heute wacht!"

Der Mann mit dem Sacke stand stille, ich stand ebenfalls stille. Ich fühlte mein Blut in meinen Adern erkalten während dieser Forschung, welche über das Leben oder den Tod eines Weibes entschied. Der Vorposten machte seinem Gefährten ein Zeichen, daß er vorschreiten könne und dieser letztere setzte sich wieder in Bewegung, während der Erstere vor dem Hause blieb und an der Thüre horchte, ob er nicht ein Geräusch vernehme; und ich folgte immer dem Manne mit dem Sacke.

Sie drehten sich dann in ein enges Gäßchen zwischen zwei Mauern die mit Brennnesseln eingefaßt waren.

— „Das Schwierigste ist jetzt vorbei," sagte der Mann mit dem Sacke. „Aber ein todtes Kind ist schwer! Gabriel, ich bin ganz in Schweiß gebadet."

— „So gib es mir," antwortete der Andere, „denn ich zittere vor Frost."

— „Nein, der Brunnen ist nicht mehr weit, das wäre Zeitverlust."

Sie fuhren also fort in der engen Gasse zu gehen und wir kamen zu einer Art Kreuzweg, wo sich ein verfallenes Gemäuer befand.

In Mitten der Trümmerhaufen, dort, wo ehemals ein kleiner Hof hatte sein müssen, befand sich ein verlassener Brunnen, denn er hatte kein Seil, keinen Kloben mehr.

Roland warf den Sack in diesen Brunnen und im Augenblicke, als er ihn hineinwarf, schlug es auf dem Thurme zwei Uhr. Dieser unerwartete Laut machte die beiden Mörder zittern, aber Roland, der bald von seinem Schrecken wieder zu sich gekommen war, hob einen ungeheueren Bruchstein auf, den er kaum tragen konnte, so groß und schwer war er; ich begriff, was er thun wollte und schloß die Augen, um nicht das zu sehen, was mir ein zweiter Mord schien. Das Geräusch, welches dieser Stein im Fallen machte, brach mir das Herz.

— „Hast Du nicht einen Seufzer gehört?" fragte Roland Gabriel.

— „Ja," antwortete Gabriel, dessen Zähne klapperten, „ich habe einen Seufzer gehört!" —

— „Ein Grund mehr, unsere Arbeit zu vollenden, jetzt heißt es nicht zittern wie ein Feigling," sagte Roland rauh.

Gabriel raffte nun auch einen Bruchstein vom Boden auf, den er seinerseits hinein warf und sie hoben deren ohne Unterlaß auf und warfen sie hinein; dabei gaben sie Acht, dieselben nicht stets am selben Orte zu nehmen, damit man nicht die Verminderung der Trümmerhaufen bemerken könnte und ich sah alle ihre Gedanken!

Meine Beine hatten im Augenblicke geschwankt, als Roland den ersten Bruchstein hinabgeworfen hatte und ich war auf die Trümmerhaufen hingestürzt, aber ich war noch immer unsichtbar für sie; — und sie sagten von Zeit zu Zeit:

— „Wie viele Steine es braucht, um den Körper eines todten Kindes zu bedecken!" Und sie sahen oft in den Brunnen und sie glaubten immer das todte Kind zu sehen.

Die Uhr schlug halb drei.

— „Es ist unmöglich, daß, seitdem wir Steine hinabwerfen, das Kind noch nicht bedeckt sei; wir haben es nur immer vor Augen," sagte Gabriel.

— „Wir werden es vergessen," meinte Roland, mit seiner Hand über das Gesicht fahrend.

— „Ich hoffe es," antwortete Gabriel mit einem Seufzer.

— „Obwohl alles gelungen ist," fuhr Roland fort, „so werden wir es doch mit der Mutter anders machen, diese Arbeit ist zu ermüdend."

— „Mir scheint, daß ich alt bin und keine Kraft mehr habe," erwiederte Gabriel erschreckt.

— „Sei wenigstens beherzt! Wenn man uns begegnet, so gehen wir den Kleinen suchen, welcher davon gelaufen ist, um seiner Mutter entgegenzueilen, da er gehört hat, daß sie ankommen soll; er wird in irgend eine Bergschlucht gefallen sein. — Keinen Verrath, denn ich würde vergessen, daß Du mein Bruder bist!"

Indem er diese Worte sprach, warf Roland einen Blick auf Gabriel, der diesen zittern machte. Während sie um den Brunnen hin- und hergingen, um ihr Verbrechen zu begraben, fiel der Mondstrahl gerade in ihr Gesicht und ihre Züge prägten sich tief in mein Gedächtniß ein.

Die Mörder entfernten sich; dieses Mal folgte ich ihnen nicht, ich blieb bei dem Brunnen und als sie weg waren, sah ich in den Brunnen und gewahrte durch die Steine und den Sack den zerschmetterten Leichnam eines Kindes.

Bei diesem entsetzlichen Schauspiele stieß ich einen gellenden Schrei aus und fand mich plötzlich in dem Bette der Herberge wieder.

Das Fenster war geschlossen, und bei dem flackernden Lichte einer kleinen Flamme, welche ein Ueberbleibsel von einem Holzscheite verzehrte, unterschied ich alle Gegenstände des Zimmers und die an der Ecke des Kamins eingeschlafene Magd.

Ich glaubte geträumt zu haben, aber dieser Traum gab mir den Schwindel, er schien mir wirklicher als die Wirklichkeit, ich sah immer den Weg, die Mörder, den Brunnen, das Kind vor mir!

— „Ach!" sagte ich entsetzt, mich an die Umstände der letzten Tage erinnernd, „ich mußte von Mord träumen, — aber ich hätte ihn nicht als Mitschuldiger ansehen müssen!"

Der Tag brach an und mit dem Tage überzeugte mich das, was wir stolz die menschliche Vernunft nennen, daß ich nur einen Traum gehabt habe. Ich athmete dann leichter bei dem Gedanken, daß der Tag mich von diesen furchtbaren Traumgesichtern befreien würde, als ich — die Bewegungen der Magd verfolgend, welche die Vorhänge zurückschlug — gerade dem Fenster gegenüber den Weg sah, den ich in der Nacht erblickt hatte.

— „Bin ich auch wirklich erwacht," rief ich; „befindet sich wirklich ein Weg gegenüber diesem Fenster?"

— „Freilich wohl," antwortete mir die Magd, „und ich sehe nichts Erstaunliches daran."

— „Das ist um wahnsinnig zu werden!" sagte ich, aus dem Bette springend und mich in der Eile ankleidend; ich näherte mich eilends dem Fenster, das ich öffnete und ich fand mit fast regungslosem Schrecken die umgehauenen Bäume, die Häuser, die Hecken und Alles das wieder, was ich im Traume gesehen hatte.

— „War diese Nacht mondhell?"

— „Ja, mein Herr," antwortete mir das Mädchen, „gegen ein Uhr nach Mitternacht habe ich ihn durch

die Vorhänge schimmern gesehen; der Abend war so neblicht, daß ich es nicht glauben konnte; ich stand auf und sah bei dem Fenster hinaus, es war in der That eine mondhelle Nacht."

— „Befindet sich nicht ober den umgehauenen Bäumen zur rechten Hand ein Hohlweg, mein Kind?"

— „Ja, mein Herr," antwortete Rosa, ihrerseits erstaunt.

— „Durchschreitet nicht ein Bach, ein wenig oberhalb des Pfades, die Straße und befindet sich nicht über diesem Bache ein Brett?"

— „Ohne Zweifel," sagte Rosa, mehr und mehr verwundert.

— „Und steht nicht etwas weiter entfernt, aber immer auf der Seite dieser Bäume, eine vereinzelte Hütte?"

— „Ja, mein Herr, die Hütte einer armen Wittwe."

— „Einer Wittwe!" rief ich aus und konnte kaum athmen.

— „Einer Wittwe," antwortete sie.

— „Sagen Sie mir noch, mein Kind, kömmt nicht nach dieser Hütte eine Straße zwischen zwei Mauern und in dieser Straße ein verlassener Brunnen in Mitten eines verfallenen Gemäuers."

— „Sie sind also ein Zauberer!" antwortete Rosa.

— „Ist es möglich?" rief ich in einer Art Wahnsinn und aus dem Fenster springend; ich lief dann wie ein Tollhäusler den Weg entlang.

Meine Kinder, meine Freunde, ich erkannte nun Alles, was ich im Traume gesehen hatte! ich schlug den mit Hecken eingefaßten Pfad ein, den die Männer verfolgt hatten; am Brunnen angelangt, verließen mich meine Kräfte und ich fiel auf die Trümmerhaufen nieder, auf demselben Platze, wo ich gelegen war, während die Mörder Steine auf den Leichnahm des Kindes geworfen hatten.

Ich zweifelte nicht einen Augenblick, daß das, was ich zu träumen geglaubt hatte, ein Traumgesicht gewesen sei. Nun glaubte ich an dieser Stelle an die unsterbliche Seele, an die Hand Gottes, welche über die Welten ausgebreitet ist; nun verachtete ich den Gedanken meines Verbrechens, nun machte ich Gelübde der Armuth und Erniedrigung, um mich für diese zügellose Liebe zum

Reichthum zu bestrafen, welche mich bald in's Verderben gestürzt hätte; nun betete ich die himmlische Allmacht an und schwur, mich dem Dienste Gottes zu weihen! Aber in meiner Seele hörte ich eine Stimme, eine furchtbare Stimme, welche mir befahl, das zweite Opfer zu retten, welches diese Männer ihrer Habsucht opfern wollten.

„Du wirst Dein Traumgesicht erzählen," rief sie mir zu, „und Jene, welche Dich hören werden, werden eben so wenig als Du daran zweifeln können."

Bei dem Gedanken, Menschen anzuzeigen, sie dem Tode zu weihen, — ich, der ich derselben Gedanken schuldig war, welche sie zu Mördern gemacht hatte — vergingen mir die Sinne, und die Magd und der Arzt fanden mich ohne Bewußtsein auf den Trümmerhaufen.

— „Dieser Mann hat einen heißen Fieberanfall," sagte der Doktor, meine brennenden Hände und meine glühende Stirne befühlend.

Alle beiden führten mich in die Herberge zurück; ich erforschte mit demselben Staunen die Hecken, die Häuser, den gefrorenen Bach, das Brett — und der Befehl, den ich erhalten hatte, ertönte immerfort in meiner Seele; auch sagte ich, als wir in dem Zimmer der Herberge angekommen waren, zu dem Arzte:

— „Ich habe Ihnen seltsame Enthüllungen zu machen, mein Herr, und Sie müssen mich gleich jetzt hören."

Bei den ersten Worten meiner Erzählung unterbrach mich der Arzt, und gab mir zu bedenken, daß diese Arten von Traumgesichten bei ähnlichen Fiebern häufig wären und mich durchaus nicht erstaunen dürften; „wenn der Anfall vorbei sein wird," sagte er zu mir, „werden Sie diese Vorspiegelungen nicht so ernst nehmen und nicht mehr als ich selbst daran glauben."

— „Sie selbst werden anders urtheilen, was in diesem Falle zu geschehen hat, wenn Sie mich nur erst bis zu Ende gehört haben, denn ich habe es Ihnen gesagt, mein Herr, Sie müssen mich anhören."

Der Doktor nahm, von dem Tone der Ueberzeugung betroffen, der meine Worte begleitete, den Sitz wieder ein, den er verlassen hatte und schwieg stille. Als ich bei den ersten, von den Mördern ausgesprochenen Worten ankam, bei den Namen Roland und Gabriel, fuhr er zusammen.

— „Das ist in der That seltsam,“ sagte er, „wir haben wirklich zwei Brüder im Dorfe, welche diese Taufnamen tragen und durch einen sonderbaren Zufall haben sie das Kind ihrer Schwester bei sich zur Bewachung, welche auf die andere Seite der Berge gegangen ist, um eine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Dieses Verbrechen wäre möglich. — Sie sind nie in diesem Dorfe gewesen, mein Herr?“

— „Ich schwöre es bei meiner Ehre.“

Der Arzt erwiederte hastig: „Fahren Sie fort, mein Herr.“

Ich vollendete meine Erzählung; der Arzt erbleichte, ein Gedanke erleuchtete mich plötzlich.

— „Ich kann Ihnen einen großen Beweis von der Wahrheit dieses unbegreiflichen Traumgesichtes geben; während diese Männer um den Brunnen hin und her gingen, erleuchtete der Mond ihre Gesichter; ich habe sie gesehen, gesehen, so wie ich Sie jetzt sehe, mein Herr, und ihre Züge sind derart in mein Gedächtniß geprägt, daß ich nur die Augen zu schließen brauche, um sie wieder vor mir zu sehen. Sie sollen die Mörder gleich selbst sehen.“

Und mitten in einer fieberischen Aufregung, die mich nicht verließ, nahm ich Feder, Tinte und Papier, welche Geräthe am vorigen Abende für die Verschreibungen des Arztes auf einem Tische bereit gehalten worden waren, und zeichnete mit einigen eben so sicheren als kühnen Zügen die Gestalten der von den phantastischen Mondstrahlen erleuchteten Mörder, so wie ich sie in dem Augenblicke gesehen hatte, wo Beide, in den Brunnen sehend, sagten: „Wie viele Steine braucht es doch, um den Körper eines todten Kindes zu bedecken!“

— „Diese Zeichnungen sind Porträte, mein Herr,“ sagte zu mir der entsetzte Arzt. „Seltsame Geheimnisse, welche unseren Verstand verwirren!“ rief er aus, „Traumgesichter, welche die Seele vom Körper trennen, sind sie nicht ein Beweis von der Unsterblichkeit unserer Seele?“

— „Und wenn diese Seele sich schon während der Lebenszeit von ihrer verderblichen Hülle trennen kann, muß sie dieselbe nicht überleben!“ fügte ich hinzu.

— „Seltsame Geheimnisse!“ wiederholte der Doktor, das Zimmer der Länge und Breite nach durchschreitend,

„Die Wissenschaft bestätiget euch, aber sie vermag euch nicht zu erklären!"

Und der Doktor schritt immer mit Bewegung einher.

— „Und wenn ich Sie von den furchtbaren Verhältnissen unterrichten könnte," fuhr ich fort, „in Mitten welche mir dieses Traumgesicht gesendet wurde, so würden Sie den Finger Gottes darin erkennen."

In diesem Augenblicke erfüllten einige in dem unserem Gemache benachbarten Zimmer geführten Gespräche unseren Geist mit keinem geringen Erstaunen.

— „Ja, das Kind ist verschwunden," sagten einige Männerstimmen.

— „Hören Sie," flüsterte ich, den Arm des Arztes erfassend, „das ist die Stimme der Mörder."

— „Was sollen wir nun thun, Roland," sagte der Eine von ihnen kläglich, „und was wird unsere arme Schwester sagen? O, gerechter Gott!"

— „Es bleibt uns nichts anderes übrig, als die Zollwächter zu bitten und zu begleiten; sie kennen besser als wir alle Schluchten der Berge, sie werden ihn vielleicht wieder finden. Armer, theurer Kleiner! Wir haben gestern aus Freude über die baldige Rückkehr seiner Mutter süßen Wein getrunken. Der Wein wird ihm in den Kopf gestiegen sein und er wird ihr haben entgegengehen wollen —"

— „Wenn er nur in keinen Abgrund gefallen ist, mein Bruder."

— „Was Du da wieder für eine Idee hast, Gabriel; er wird sich wieder finden, ich zweifle nicht daran."

— „Aber zu welcher Stunde hat er denn das Haus verlassen?" fragte man.

— „Wissen wir es? Wir sind am frühen Morgen auf die Felder hinausgegangen, ohne in das Zimmer zu sehen, in welchem er schläft; dann haben wir das Weib ganz erschreckt herbeilaufen sehen, die uns von weitem, so wie sie uns ansichtig wurde, zurief: „Habt Ihr das Kind?"

— „Das Kind?" antworteten wir ihr, „haben wir denn die Gewohnheit, es so früh am Morgen und bei einer solchen Kälte mit uns zu nehmen?" — „Und es ist doch weder bei den Nachbarn noch zu Hause," antwortete das Weib. — „Wir haben sie tüchtig ausgescholten,

daß sie nicht besser über den Kleinen gewacht hat; dann haben wir Alle drei den Kopf verloren und uns daran gemacht, alle Wege abzulaufen, welche das Dorf umgeben, wir riefen den Kleinen, aber kein Kleiner erschien!"

— „Was wird aus uns werden; mein Gott! mein Gott! was werden wir unserer armen Schwester sagen, die vielleicht schon heute zurückkehrt?" —

— „Ich gehe und hole den Richter," sagte der Arzt zu mir.

„Die Mörder wurden gefangen genommen und überwiesen, denn das Kind wurde unter dem Schutte des Brunnens gefunden — —" fügte Pfarrer Barras mit bewegter Stimme hinzu.

„Ich trat in's Seminär, wo ich für diese Unglücklichen betete, die ich in den verdienten Tod gesandt hatte. Grausame Prüfungen harten des bereuenden Christen; mein Herz wurde durch andere Stürme gebrochen; ich habe lang und hart den Gedanken meines Verbrechens gebüßt und viel länger als diese Menschen gelitten; aber das Geheimniß dieser Qualen muß zwischen dem Herrn und mir bewahrt bleiben! Diese Erzählung greift mich noch heute zu sehr an, als daß ich nicht suchen sollte, sie abzukürzen; meine Vorgesetzten bestimmten mich zum Predigtdienste; ich unterzog mich ernsten und langen Studien und vergaß darüber nie das Andenken meines Onkels mit Thränen der Reue zu segnen, welcher in seinem letzten Willen meine Zukunft väterlich gesichert hatte.

„Vier Jahre nach meinem Eintritte in das Seminär predigte ich in einer Kirche der Hauptstadt; die Menschenmenge war groß; durch glückliche Zufälle hatten mir meine ersten Predigten einigen Ruf erworben. Der Text meiner Rede erhob meine Beredsamkeit; ich sprach vom Glauben, von diesem himmlischen Gefühl, welches erhaben über alle anderen den Himmel bewohnt und das Geschöpf an den Schöpfer kettet, ähnlich den Wolken, welche am Gipfel der Berge die Erde mit dem Firmament zu vereinigen scheinen.

„Dieser Tag war ein Tag des Triumphes für Euren Freund; als ich in die Sakristei trat, opferte ich Gott diesen Triumph auf, ohne Jemanden Anderen zu sehen, als eine Frau, welche an meiner Seite stehend, die Beendigung meines Gebetes erwartete; ein Kind begleitete sie.

— „Es sind vier Jahre, daß ich Sie suche, geistlicher Herr," sagte sie zu mir, „wie hat der Diener Gottes seine Pflichten vergessen können? Sie sind der einzige Beschützer dieses Kindes, warum haben Sie es geflohen? Sie schulden ihm die Sorgfalt, welche ehemals sein Vater Ihrer Kindheit angedeihen ließ — haben Sie Ihren Wohlthäter vergessen? Morgen und täglich erwarte ich Sie, bis Sie gekommen sein werden."

Und nachdem sie mir eine Karte eingehändigt hatte, verschwand sie, ohne daß ich ein Wort hätte hervorbringen können, so groß war meine Verwirrung, aber auch die ihrige glich der meinen. Ich kann Euch nicht den Adel und die sanfte Reinheit schildern, welche allen ihren Zügen aufgeprägt war; ebensowenig werde ich es versuchen, Euch auszumalen, was in meiner Seele vorging, als ich sie anhörte und ihr Kind betrachtete. Diese Frau war die Wittwe meines Oheims.

Zwei Jahre nach dieser Predigt entsagte ich der Berühmtheit, welche der christliche Redner erlangen kann, und wurde zum Missionär ernannt, in welcher Eigenschaft ich nach China die Segel lichtete.

— „War die Frau Ihres Oheims Ihrer Achtung würdig, mein Freund?" fragte der Arzt.

— „Die Frau," sagte der Pfarrer mit unbeschreiblicher Bewegung, „diese Frau war eine Heilige; aber ihre Geheimnisse sind nicht die meinigen."

— „Was wurde denn aus ihr?"

— „Sie starb kurze Zeit nach meiner Abreise," erwiederte er mit erstickter Stimme; „sie hat die himmlischen Belohnungen verdient, denn auch sie hat gekämpft und gelitten!" fügte der Greis mit schmerzlichem Ausdrucke hinzu, welcher seinen Zuhörern Thränen entlockte.

— „Und ihr Sohn?"

— „Ihr Sohn? — Er ist reich und glücklich." Dann fuhr er, nach einem Augenblicke des Stillschweigens fort, sich an den Doktor wendend:

— „Es befindet sich bei mir eine heilige Theresia, die Namenspatronin der Frau meines Oheims; wenn ich nicht mehr sein werde, werden Sie dies Bild der Kirche dieses Dorfes übergeben. Dieses Werk Eures alten Freundes wird Euch alle vielleicht denken lassen, daß sein Andenken unter den Menschen sich fortgepflanzt hätte,

wenn er nicht durch eine Katastrophe, deren Urheber er selbst war, diese Laufbahn verlassen hätte, die ihn in seiner Jugend die Lorbeeren des Künstlers träumen ließ. Wenn das Gras über mein Grab gewachsen, und wenn Michel Barras hier unten vergessen sein wird, veröffentlichet dann diese Erzählung von einem der Wunder unserer Tage; möchte sie gleich mir jene Menschen zurückhalten, die auf dem Wege sind, sich mit Schuld zu beladen, und möchten diese Menschen an Gott glauben und hoffen wie ich!"

„Nach dieser Beichte," fügte er hinzu, den Kopf erhebend, „werdet Ihr vielleicht denken, daß meine langen und schmerzlichen Bußübungen mich auf die himmlische Allerbarmung hoffen lassen können."

Dieß war die Geschichte des frommen Pfarrers Barras, die jeden der Anwesenden zu Thränen gerührt hatte. —

Ein Wohlthäter der Menschheit.

Ich wandle einher und rufe: Friede, Friede, Friede!
Petrarca.

— „Kennen Sie den Abbé Saint-Pierre?
— „O, wer kennt ihn nicht? den Verfasser des „Ewigen Friedens," den Erfinder des Wortes: „Wohlthuen," ein Utopist —"
— „Ja, aber haben Sie auch seine Werke gelesen?"

Vor dieser Frage verstummt nur zu oft ein aufrichtiger Mann; und es würden vor derselben, wenn sie wahrheitsliebend wären, alle jene Urtheilsprecher über Bücher verstummen, welche sie höchstens dem Namen nach, oder nur nach der Beurtheilung kennen, welche die Zeitungsschreiber über dieselben abgaben, die sie aber meistens gar nicht, oder nur mit dem Vorsatze lesen, in denselben nur das Gute oder das Schlechte zu lesen. Das bekannteste Werk Saint Pierre's wurde der Ehre gewürdigt, von dem verschlossenen Jean Jacques Rousseau bekritelt zu werden und ein wegen Allem Anderen, nur nicht wegen seiner Güte berühmter Minister erkärte es „als den Traum eines Ehrenmannes;" weder der Eine noch der Andere waren kompetente Richter, weil man, um die Güte und Rechtlichkeit zu verstehen, sie besitzen muß.

Und heute, wo der Krieg uns unheimlich bedroht und der menschliche Geist sich das Ziel gesteckt hat, Mittel zu finden, um die größtmöglichste Anzahl Menschen und Güter in der kürzesten Zeit zu zerstören, ist es süß, auf die Träume des Friedens den Blick zu heften, Träume vielleicht auch dann, wenn die Menschen einmal zur besseren Einsicht gelangt sein werden.

Gewiß ist es, daß man, bei dem Anblicke des Menschen, des vernünftigen Thieres, welcher sich mit den schrecklichen Arten des Krieges vernichtet, gerne auf ein Mittel sinnt, um dieser Thorheit ein Ende zu machen. Der Abbé Saint-Pierre glaubte ein solches Mittel gefun-

den zu haben und setzte es in seinem „ewigen Frieden" auseinander.

Im Jahre 1712 war zu Utrecht ein Kongreß versammelt, um in Europa den seit langen Jahren durch den unersättlichen Ehrgeiz eines Königs gestörten Frieden wieder herzustellen, und da er sah, durch wie viele Spitzfindigkeiten und Fehlschlüsse der Einklang zwischen den Fürsten in die Ferne geschoben wurde, entwarf unser Abbé seinen Vorschlag des „ewigen Friedens." Auch ich weiß, das Beste wäre, einfach zu sagen: „Menschen, seid gut, Fürsten, mäßiget Eueren Ehrgeiz, Minister, handelt ehrlich und offen," so wie man es als das beste Mittel gegen das Fieber rühmte, zu verordnen: „Lasset den Puls regelmäßig gehen." Saint Pierre glaubte, daß die Menschen den eigenen Vortheil verstünden, und deßhalb bewies er, daß der Friede nützlicher ist als der Krieg; seltsamer Beweis! Ich will Euch hier nicht seinen Entwurf auseinandersetzen; es genüge zu bemerken, daß er nach einer neuen, seiner Ansicht nach vernünftigeren Eintheilung Europas, um es in Ordnung zu halten, als Hauptbindungsmittel einen beständigen und schiedsrichterlichen Kongreß vorschlug, welcher die Zwistigkeiten der Völker untereinander richten, die Friedensschlüsse genehmigen und denselben erhalten sollte, indem als allgemeiner Feind Jeder erklärt wurde, der sich weigerte, sich den Entscheidungen des Kongresses zu unterwerfen. In der „Stadt des Friedens" müßte auch ein beständiges Amt von beobachtenden Rechtsgelehrten seinen Sitz haben, um fortwährend die Regeln und Befehle anzugeben, welche es zweckmäßig wäre den alten beizufügen, die zeitgemäßen Veränderungen und die Verbesserungen des Rechtes einzuführen; denn es ist eine Thorheit den Frieden außen zu suchen, wenn man sich innen unheimlich fühlt.

Doch dieß sind Fragen für Politiker und diese werden sicher meine bescheidenen Zeilen nicht lesen. Aber die Saat Kain's keimt auch unter den im häuslichen Kreise Zurückgezogenen und jeden Tag vermehren Zank, Streitigkeiten, Prozesse tausendfältig die Uebel dieses schon an sich so wenig erfreulichen Daseins. Wer hat ein Besitzthum, ohne Streitigkeiten zu haben; welches Testament wird ohne Advokaten vollstreckt; welche Erbschaft wird ohne Händel und Feindseligkeiten unter den Miterben zugesprochen?

Als die Mailänder in jener wilden und unwissenden Zeit, welche Einige für das Mittelalter hielten, im zwölften Jahrhunderte, die Gerichte auf dem Kaufmannsplatze errichteten, setzten sie eine Inschrift gerade an den Anfang der Treppe, welche in gothischen und in lateinischen Buchstaben folgendes besagte: „Aus den Streitigkeiten der Dinge entstehen persönliche Feindseligkeiten, man wird der Ausgaben überdrüßig, die Betrübniß der Seele wächst, der Körper ermüdet jeden Tag, viele und unehrliche Vergehen entspringen daraus, die guten und nützlichen Werke werden nachgesetzt, und jene, welche zu gewinnen hoffen, unterliegen oft, oder wenn sie gewinnen, so finden sie bei Berechnung der Mühen und Ausgaben nichts auf der Hand."

Das schönste, das edelste Amt in einem Lande ist das eines Friedenstifters, und häufig verrichten es die wegen ihres Wissens, ihrer Redlichkeit und Uneigennützigkeit verehrten Pfarrer. Saint-Pierre schrieb ein Werk über die Art, die Prozesse zu vermindern, welche der Krieg zwischen den Privatleuten sind; getreu der geometrischen Methode, immer vom Bekannten auf das Unbekannte überzugehen, beweist er die Nothwendigkeit der Gesetze und der Richter und ihre wesentlichen Bedingungen, und schließt, daß es besser sei, für alle Fälle Gesetze festzusetzen, anstatt den Richtern die Anwendung allgemeiner wenig beständiger Maximen zu überlassen. Und weil die gesellschaftlichen Beziehungen sich fortwährend verändern und wechseln, braucht man eine Gesellschaft von Doktoren und Rechtserfahrenen, welche dem Gesetzgeber ohne Unterlaß geprüfte und erprobte Vorschläge unterbreiten, wodurch die tausenderlei Rechtsauslegungen, die damals herrschten, nach und nach Einförmigkeit erhalten würden, den Königen die schwere Last benommen wäre ausschließlich Gesetze zu machen und bei Privatangelegenheiten wider ihren Willen einzuschreiten.

Saint-Pierre vernachläßigte das Amt des Friedenstifters nicht, und unter Anderen erlebte er dieses Abentheuer. Der Marchese von Villars besaß in der Normandie ein sehr freundliches Gütchen, welches deßhalb die „Schöne Aussicht" hieß; und er hatte es derart gepflegt und gehegt, daß man von Weiten herbeiströmte, um es zu bewundern. Aber nach seinem Tode stritten sich seine

nächsten Verwandten, der Ritter von Castel und der junge Graf von Beauvilliers um dasselbe, welche, um ihre Rechte geltend zu machen, sich mit Rechtserfahrenen, Ingenieurs, Advokaten und Sollizitatoren umgaben. Daraus folgten hartnäckiges Beharren von der einen, Unmuth von der anderen Seite. Jeder wollte dieses schöne Besitzthum für sich haben, vergebens boten sie einander Ersatz an Geld und Gütern; Geld und Güter machen reich, aber „die schöne Aussicht" verschaffte eine gewisse Berühmtheit und das Bewußtsein, das schönste Plätzchen in der Normandie zu besitzen; sie verschaffte endlich, fügen wir bei, die Befriedigung eines durchgesetzten Rechtsstreites. Und dieser Befriedigung opfert man Alles; daher erklärten sie, daß sie das ganze Leben streiten würden, bevor sie die „schöne Aussicht" abtreten wollten.

Unser Saint-Pierre war ein Verwandter des Einen von ihnen, und da er sie zum Frieden bekehren wollte, ging er immer von dem Einen zum Anderen; aber was vermag die Vernunft, so lange der Zorn dauert und gegen die Hartnäckigkeit.

Einmal befanden sich der Ritter und der Graf zusammen auf der „schönen Aussicht," weil ein Rest von gesundem Verstande und ihre gute Erziehung sie hinderten, ihre Feindschaft öffentlich zur Schau zu tragen; beide vertrauten Saint-Pierre ihren Unmuth, und besonders die Geldnoth, in welche sie die Langwierigkeit ihres Prozesses gestürzt hatte; aber eine Geldnoth, welche, anstatt sie zu einer Vergleichung zu führen, die, wenn auch mager, doch immer fetter ist als ein Urtheilsspruch, sie vielmehr noch halsstarriger machte, weil sie nicht die Gerichtskosten verlieren wollten. Als Saint-Pierre sah, daß die Beweisgründe keine Wirkung hatten, bat er sie eines Abends, ihm zu erlauben, eine Erzählung vorzulesen, über welche er ihr Gutachten wünschte. Sie gaben sie ihm gerne und der Abbé las folgendes

Geschichtchen.

Unter den unzähligen Inseln des überaus großen Mississippi-Stromes befinden sich zwei von mittelmäßiger Ausdehnung und unvergleichlicher Fruchtbarkeit; das Getreide wächst dort wild und im Ueberflusse, die Bäume neigen sich unter den Tannenzapfen und Nüssen, die Gesträuche

strotzen von Pflaumen. Von dieser Fruchtbarkeit angelockt, eilen Hirsche und Elennthiere herbei, welche dem Jäger eine zahlreiche Beute sichern; und die Buchten, von denen das ganze Ufer durchschnitten ist, werden von Schwärmen weißer Fische besucht, welche man ohne Mühe fangen kann.

Die zwei Inseln hatten nur zwei Einwohner; Machi lebte auf der grünen, Barco auf der kahlen Insel. Als gute Nachbaren besuchten sie sich häufig und lebten in Liebe und Einklang. Machi verstand sich besser auf die Jagd und Barco auf den Fischfang, daher tauschten sie ihre beiderseitigen Beutestücke untereinander aus und genoßen so Beide Vortheil davon. Uebrigens besaßen sie eine gleiche Geschmacksrichtung und den gleichen Reichthum, sie lebten von den Erzeugnissen ihrer Inseln, bewohnten eine aus Laub und Pflöcken, mit eigener Hand aufgerichtete Hütte, sie kleideten sich mit den Häuten der Elennthiere, welche sie getödtet hatten, und schmückten sie mit keinem anderen Besatze, als mit den Federn des Adlers, oder den ausgetrockneten Beeren ihrer Gebüsche.

Aber eines Tages fand Barco, als er einem Fische den Bauch aufschlitzte, in demselben einen Halbkreis von Gold, reich mit buntfärbigem Edelgestein verziert. Ihr hättet in demselben allsogleich einen jener hübschen Kämme erkannt, mit denen die Spanierinnen ihr Haar zusammenhalten und verzieren; aber Barco, welcher noch niemals etwas dergleichen gesehen hatte, hüpfte vor Freude und begann sich diese Zierde als Halsband, als Kopfdiadem, als Nasen- und Ohrring umzulegen, und als er keinen angemessenеren Platz für dieselbe fand, hing er sie sich an das linke Ohr, so, daß es, von Weitem sichtbar, bis auf die Schulter herabhing.

Barco's erstes Geschäft war zu Machi zu laufen und ihm den herrlichen Fund zu erzählen. Machi war ganz stumm vor Erstaunen und starrte das Ohrgehänge an; nie hatte er ein so glänzendes Geschmeide gesehen, noch je von dem Vorhandensein eines solchen auch nur geträumt, welches nun Barco das Aussehen eines Gottes verschaffte.

Aber von der Bewunderung zur Eifersucht ist nur ein Schritt; und Machi ließ sich unbedacht zu derselben hinreißen und stellte folgende Betrachtungen an:

— „Oh, warum fand mein Nachbar diesen Schatz, anstatt daß ich ihn selbst gefunden habe? Ist er vielleicht schöner, stärker, muthiger? Die Fische gehören sowohl mir, als ihm. Und dann, wo hat er den Fisch gefangen, welcher das Ohrgeschmeide enthielt? Auf der grünen Insel, also auf meiner Besitzung!"

Diese Betrachtungen, die er zuerst bei sich selbst anstellte, zögerte er nicht lange, mit lauter Stimme auszusprechen, und Barco antwortete ihm darauf mit dem Hochmuthe, den ihm das jüngst erfahrene Glück eingeflößt hatte. — „Der Fisch wurde in Mitten des Flusses gefangen; der goldene Halbkreis gehört nach vollem Rechte mein, ich werde ihn im Nothfalle zu vertheidigen wissen."

Und sie trennten sich zornig und übellaunig. Machi denkt und sieht nichts anderes, sobald er allein geblieben war, als das Ohrgehänge seines Nachbars; das Glück desselben ärgert ihn, dessen Unverschämtheit bringt ihm die Galle in Aufruhr, er ruft sich alle die Anmaßungen in's Gedächtniß zurück, die sich der Freche nach und nach erlaubt hatte, und beschließt denselben ein Ende zu machen, und am nächsten Morgen bot sich die Gelegenheit hiezu dar.

Barco, welcher einen Büffel den Strom durchschwimmen sah, verfolgte ihn in seinem Kahne und erreichte ihn auf der Küste der grünen Insel, wo er ihn tödtete. Machi eilte wüthend und schäumend herbei, erklärte, das Thier habe ihm gehört; sie schreien eine Zeit lange mit Ja und Nein herum; von dem Zanke kommt es bis zu Beleidigungen, von den Worten bis zu Schlägen; Barco erreichte verwundet seine Barke wieder, indem er seine Finger zerbiß und Rache schwur. Und Machi, welcher dieselbe fürchtete, dachte sich vorzusehen, und da er wußte, daß sein Feind muthig und wachsam sei, beschloß er ihm zuvorzukommen. In dunkler Nacht also besteigt er in aller Stille sein Schiff, erreicht die kahle Insel und gelangt, ein Beil in seiner Hand, bis zur Hütte Barco's; er stürzt sich in dieselbe und findet sie — o Wunder! leer, daher er nichts anderes thun konnte, als dieselbe in Brand stecken und dann rasch nach Hause zurückkehren.

Aber als er eben an's Land stieß, so sieht er eine dichte Rauchsäule durch das Laubwerk dringen, welches seine Wohnung bedachte; er läuft unruhig herbei; auch seine Hütte war von Barco angezündet worden; die bei-

den Nebenbuhler hatten die gleiche Idee der Rache gefaßt und befanden sich nun Beide ohne Obdach.

Dieß war nun erst das Vorspiel des erklärten Krieges. Von diesem Tage angefangen, entsagten Barco und Machi der Ruhe und dem Ueberflusse, welchen sie bisher genossen hatten. In die Thalgründe versteckt, nur darauf bedacht, sich in einen Hinterhalt zu legen oder einen solchen zu vermeiden, wagten sie es nicht aus ihren Verstecken hervorzukommen, um sich die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen; sie wagten es nicht einzuschlafen, und ihrem Hasse bot das Elend, das Einer dem Anderen zufügte, immer neuen Zunder.

Viele Wunden, die sie einander bei ihren Begegnungen zugefügt hatten, machten sie unversöhnlich. Die Eifersucht Machi's wuchs mit seinem Zorne; jedes Mal, so oft er von Weitem Barco mit seinem glänzenden Ohrgeschmeide sah, kam er außer sich vor Wuth, und dieser Anblick schien ihm eine seinem Muthe zugeschleuderte Herausforderung zu sein. Nachtwachen, seit Monaten ertragener Hunger, Wunden und Schläge — was lag Barco an alledem, da er sein Ohrgeschmeide besaß, da er es stolz seinem schmucklosen Feinde in die Augen blitzen lassen konnte, dessen Kraftanstrengungen immer erfolglos geendet hatten. Und wenn Machi an dieses Geschmeide, das so verlockend auf die Schulter des Fischers herabhing, dachte, so schäumte und wüthete er; und da er diesen Anblick nicht länger mehr ertragen konnte, beschloß er, der Sache ein Ende zu machen. Er ergreift daher das Beil und das Messer, durchschneidet den Flußarm, welcher die beiden Inseln trennt, schwimmend — ihre gemeinschaftliche Barke war seit geraumer Zeit zerstört — langsam, langsam kommt er zu Barco und überfällt ihn unversehens, einen Ruf der Wuth ausstoßend. Aber der Mann mit dem Ohrgehänge wich dem Todesstoße gewandt aus, er ergriff seine Waffen und setzte dieser Raserei einen verzweifelten Widerstand entgegen.

Bald waren Beide mit Wunden bedeckt; Machi fühlte mehrere Male das Beil seines Feindes über seinen Kopf herabgleiten, aber blind in seiner Wuth, gab er hierauf nicht acht, und fuhr fort einzuhauen; er hörte nicht eher auf, bevor nicht Barco zu seinen Füßen niedergestreckt lag; und dann warf er sich mit Sieges-

geschrei auf seinen Feind, welcher mit Todesgestöhn antwortete.

Nun füllten Freude und Stolz die Brust Machi's, und er riß dem Leichname das langersehnte Ohrgeschmeide weg. — „Endlich ist es mein! So viele Leiden, so vieles Harren, so vieles Kämpfen ist endlich belohnt, hier ist der Kampfpreis, welcher für immer meinen Sieg bezeugen wird."

Nachdem er es mit wildem Lachen betrachtet hatte, schlug Machi seine bluttriefenden Haare zurück, um sich das goldene Halbkreischen anzuhängen, aber plötzlich blieben die Hände, welche er an sein Haupt erhoben hatte, unbeweglich haften; er stößt ein verzweifeltes Ach! aus; die Hiebe Barco's haben dem Sieger beide Ohren abgehauen, das so sehr ersehnte Geschmeide konnte ihm nun zu Nichts mehr dienen.

Machi erhob das Haupt und sah verzweifelt um sich herum. Er sah nichts als die verwüsteten Inseln, die Trümmer der beiden Hütten, ein Paar Reste der Barken und den Leichnam dessen, der eine Zeitlang sein Freund gewesen war.

Hier schloß der Abbé Saint-Pierre. Der Graf und der Ritter, welche diese Vorlesung zuerst mit einer wohlwollenden Aufmerksamkeit, dann aber nicht ohne Verlegenheit und nachdenklich angehört hatten, sahen sich mehrere Male an; hierauf erhoben sie sich, und nachdem sie dem Gaste ihre Beistimmung und warmen Beifall gezollt hatten, entfernten sie sich, ohne an einander auch nur ein Wort zu richten. Aber als der Abbé am folgenden Morgen zur Frühstückstunde in den Speisesaal trat, fand er die beiden Streitenden vor dem Küchenheerde, in dem sie, eines nach dem anderen, viele Bündel Stempelpapier warfen. Und auf seine Frage antworteten sie: „Wir machen die Erläuterungen zu Ihrer Erzählung von gestern Abends. Wir haben eingesehen, daß wir alle Beide an den Bettelstab gerathen würden, wenn wir fortfahren möchten, uns den Besitz dieses schönen Gutes zu bestreiten; und damit wenigstens einer von uns das Ohr behält, an welches das Ohrgeschmeide gehängt werden soll, haben wir um den Besitz desselben das Loos entscheiden lassen und es begünstigte den Ritter."

Saint-Pierre belobte sie und erzählte dann häufig diese Begebenheit, so daß es fast unter seinen Freunden zum Sprüchworte wurde, so oft man über einen Krieg oder Streit sprach, von dem man wenig Gutes vorhersagte, zu sagen: „Es wird die Geschichte Machi des Indianers sein, welcher beide Ohren verlor, um ein Ohrgehänge zu erlangen."

Ihr werdet es mir gerne glauben, daß sich Saint-Pierre durch eine solche Handlungsweise viele Freunde machte; und Jene, welche er in seiner Jugend hatte, erhielt er bis in sein Alter. Unter diese werden wir den großen Geometer und gelehrten Disputirer Varignon rechnen, zu welchem Saint-Pierre jedes Mal eilte, sobald er das Bedürfniß hatte, dem Geiste Schwung und dem Verstande Schärfung zu verschaffen. Als sie Studenten waren, hatte der Abbé eine Besoldung von sechshundert Franks, Varignon gar keine. Der Abbé unterstützte ihn, aber da er nicht wollte, daß sein Freund stets nur von ihm abhinge, wies er ihm hundert Franks mit einem ganz ordnungsmäßigen Kontrakte an.

Saint-Pierre schrieb nicht allein diese zwei am Eingang erwähnten Bücher, sondern noch viele andere, die aber oft in einer nicht regelrechten und neuerungssüchtigen Sprache ohne die Pracht einnehmender Redefiguren und zarter Phrasen verfaßt sind. Aber seine Gedanken waren immer von der Güte des edelsten Herzens eingegeben, sie suchten beständig die Verbesserung der gesellschaftlichen Einrichtungen zu vermitteln, um die Menschen weniger unglücklich zu machen, zu diesem Zwecke eilte er von Land zu Land, von Unterredung zu Unterredung, um zu beobachten, zu sprechen, zu überzeugen.

Utopien! sagtet Ihr im Anfange. Nun, ein großer Theil von den Vorschlägen, die er für das öffentliche Wohl that, sind zu dieser Stunde schon ins Werk getreten. Sein Vorschlag von Obdächern für die Bettler wurde in den Spitälern und Armenhäusern angewendet. Jener für Brücken und Straßen bezweckte, daß man alsogleich die für einen so wichtigen Gegenstand angewiesenen Summen verdoppelte. Er fand die Käuflichkeit der Aemter abgeschmackt und schlug die Besetzung derselben nach Maßgabe des Verdienstes eines jeden Bewerbers vor. Er wünschte für das Landvolk die niederen Schulen mit besoldeten Lehrern; dann,

daß gelehrte Männer auf die Veröffentlichung von Büchern ihr Augenmerk werfen, welche für die Landleute nützlich und mit Belehrungen aus der Gesundheitslehre, Thierarznei- und Wetterkunde ausgestattet wären. Er bevorwortete ebenfalls weibliche Erziehungsanstalten. Er predigte, daß jeder Mensch von gutem Willen das Recht habe, eine Arbeit zu finden und ein Handwerk zu lernen, und nur den Schwächlichen ein Platz und eine Versorgung in den Obdächern und Häusern der Armuth gebühre. Und wie viele Dinge sagte und schrieb er nicht über die Mildthätigkeit, über öffentliche Unterstützungen, über Verwaltung der Spitäler, über den Werth des Ackerbaues, über die Häfen, Kanalisirung, über Banken — seine Bemerkungen verdienen auch noch heute gelesen zu werden, nachdem sie zum größten Theil angenommen und ins Werk gesetzt worden sind. Er ermahnte Frankreich, sich mit einer guten Marine zu versehen, und das Mittelmeer von den Seeräubern zu reinigen — und wir sehen die Erfüllung dieser Wünsche.

Aber unser Utopist gehört nicht unter Jene, welche das Beil an die Wurzel legen, mit einem Male reformiren wollen, ohne zu bedenken, daß jede Neuerung Interessen — sichere, achtbare, wie alten, öffentlichen, ruhigen Besitz — verletzt, welche an eine Unzahl anderer geknüpft sind, die sie beschützen und nähren. Die Zerstörung ist immer ein großes Uebel, man muß daher die Gewißheit haben, daß sie in der Folge nützen wird und daß man etwas Besseres an des Alten Stelle zu setzen hat. Aber ein Haus niederreißen, wo man gut oder schlecht vor Unwetter geschützt war und die Bewohner einladen, sich unter Laubwerk und Baraken zurück zu ziehen, bis man überlegen wird, wo und wie man das neue Haus bauen soll, war kein System, welches Saint-Pierre's Beifall erntete, der sich bewußt war, daß die Gewalt nichts begründet, weil sie ihrer Natur nach jedes Mal alle Kräfte verliert, während die Zeit die Gerechtigkeit und die Vernunft begünstiget; „die Reform der Gesetze und der Gerichte,“ sagte er, „wird nicht auf ein Mal stattfinden, dazu braucht es sechzig Jahre. Das begonnene Werk wird mit der Zeit vollendet werden, ohne irgend Jemanden zu belästigen. Man muß die Verbesserungen nur nach und nach einführen.“

Ihr begreifet, daß er kein großer Mann im Sinne

der heutigen Tage war, aber etwas besseres, ein Ehrenmann; auch schrieb er eine Abhandlung über den Unterschied zwischen einem großen und einem berühmten Manne. Das Vaterland, seines Gleichen lieben, suchen, ihnen Gutes zu thun, sich den Undank versprechen und denselben ertragen, schweigsam arbeiten — diese Tugenden werden immer nur von einem kleinen Kreise geschätzt; die Gesellschaft gesteht anderen Verdiensten ihre Huldigungen und Vergötterungen zu.

Auch Saint-Pierre wurde Mitglied der französischen Akademie der Wissenschaften; aber nachdem er in derselben durch 23 Jahre überaus nützlich gewirkt hatte, stieß man ihn im Alter von 60 Jahren aus dem gelehrten Körper. Und warum diese Schmach? Ludwig XIV., welchen die Zeitgenossen den Großen nannten, weil er im Kriege Hunderttausende von Menschenleben hingeopfert, die feindlichen Länder verwüstet und das eigene ausgesaugt hatte, war gestorben. Diese Verdienste schienen dem Abbé Saint Pierre nicht so überaus lobwürdig, und er wollte ihm nicht den Beinamen des Großen beilegen und lobte den Regenten, daß er die Regierungs-Räthe gestiftet hatte, welche die Schicksale des Landes unter seiner Anleitung verbessern sollten. Dies genügte, um seinen Abschied zu erwirken. Und er entfernte sich, sich nicht nur nicht beklagend, sondern sich auch nicht einmal der Verfolgung rühmend, und wenn er manchmal davon sprach, so sagte er nur, daß Ludwig XIV. den Krieg zu sehr geliebt habe und daß Jener einer der ärgsten Dummköpfe ist, welcher mit einer frommen Treuherzigkeit bei sich selbst wiederholt: „Wenn du den Frieden willst, so rüste zum Kriege!" Seine Collegen schämten sich, einen Nachfolger für ihn zu ernennen, und sein Stuhl blieb durch 25 Jahre unbesetzt.

Denn er erreichte das 85. Lebensjahr, und verzeihet, wenn ich bis jetzt zögerte, Euch zu sagen, daß er zu Rouen 1658 von adeligen Eltern geboren war und Karl Ireneus Castel hieß; er lebte bescheiden und mit jener Güte, welche keine Mitgift ausgleicht oder aufwiegt, und da er sich stets nur mit dem Wohlsein Anderer beschäftigt hatte, folgte ihm die allgemeine Liebe ins Grab. Erst acht Jahre nach seinem Tode gestattete man, ihm eine Trauerrede zu halten, in welcher D'Alembert trefflich sagte, sein Leben ließe sich in die zwei Worte fassen: Geben und Vergeben!

Die Taufe.

Ich liefere meinen Lesern hier ein Fragment aus einem ungedruckten Buche des maurischen Geschichtsschreibers Makrisi. Der gelehrte Priester M., mein würdiger Freund, erwarb dasselbe auf seiner letzten Reise nach Cairo, und ließ es auf seine Kosten übersetzen, aber er hat es mir zu der nothwendigen Umarbeitung übergeben, die sich um so mehr der Mühe lohnte, als die überzeugende Kraft unserer heiligen Kirche und ihrer Lehren nicht leicht schlagender und glänzender hervortreten kann, als in den durchaus wahren Begebenheiten der nachfolgenden Erzählung.

Im Jahre 1250 des Herrn am 15. Tage des Saffar-Monates und gerade eine halbe Stunde nach Sonnen-Aufgang verließ eine zahlreiche und glänzende Karawane die Stadt, welche die Araber Masr nennen, obwohl sie ihr Gründer El-Gahera (Kairo) getauft hatte. Schon begann diese große Stadt, „deren Pracht und Reichthum dem Propheten angenehm sind," — wie die Araber sagen — ihre glänzenden Minarette den Augen der Reisenden zu entziehen, während die von Mokattam mehr und mehr ihre Häupter in die Wolken erhoben.

Der ungeheuere aber ruhige Nil floß in majestätischer Langsamkeit dahin und auf seinem linken Ufer gewahrte man die Pyramiden von Gyze, diese erhabenen Beherrscher der Wüste! Weiter entfernt schlängelten sich graulichte Berge, dem Laufe des Nil folgend, dahin und endlich sah man eine Sandwüste, unermeßlich, wie der Gedanke des Schöpfers, sich ausbreiten.

Am rechten Ufer des Flusses durchschritten die Reisenden von Wohlgerüchen durchströmte Gärten, Orangen- und Citronenhaine, deren Düfte sich mit denen der von dem Propheten so sehr geliebten Rose verbanden. Die Kiosks, die Minarette, die Terrassen von Boulac, von Roda und Fostat waren in Mitten dieser schönen Vegetation ausgestreut, auf welcher mehr als eine riesige Palme ihre schöne Krone schüttelte.

Diese bezaubernde Landschaft war von einem heiteren und reinen Himmel umwölbt; dessen gegen den Zenith dunkler Azur erhellte sich nach Osten zu und vermengte sich mit dem Golde und Purpur der aufgehenden Sonne.

Die Karawane war in drei Gruppen getheilt. Die erste und die letzte waren von der mittleren tausend Schritte getrennt, und bestanden aus je fünfhundert Reitern. Diese Männer ritten ohne Ordnung untereinander und sangen kriegerische Weisen. Sie waren bewaffnet, die Einen mit Lanzen, die Anderen mit Säbeln und Pfeilen, die Verschiedenheit ihrer Kleidung zeigte hinlänglich an, daß sie zu verschiedenen Korps des egyptischen Heeres gehörten.

Die Truppe in der Mitte, welche zahlreicher als die ersterwähnte war, bot unter anderem eine seltsame Augenweide an Kleidern aller Farben, an Leuten aller Stände. Dreihundert Kameele und zweihundert Pferde trugen das Gepäcke der Karawane, so wie einen guten Theil der Reisenden. Unter diesen sah man Offiziere der egyptischen Armee, mit reichen Stickereien und glänzenden Waffen bedeckt; Kaufleute, welche die Erlaubniß erhalten hatten, sich der Karawane anschließen zu dürfen, eine Truppe reich gekleideter Eunuchen, und endlich ein Dutzend Christen zu Pferde, die Hände mit leichten Ketten beladen, mit Ausnahme eines Einzigen von ihnen, dem seine Gefangenschafts-Gefährten und selbst die Söhne Mahomeds Zeichen tiefer Achtung gaben. Er allein von allen Christen trug ein Schwert. Sein Haupt war mit einer Mütze von weichem schwarzen Stoffe bedeckt und mit einem Goldkreise geziert, so wie von einer Reihe Lilien und kleinen Kreuzen überragt. Sein Kleid und sein Mantel waren von blauer Farbe.

Der Gestalt dieses Fremdlings war Adel und Sanftmuth zu gleicher Zeit aufgedrückt. Er sprach mit Leichtigkeit die den Afrikanern, welche die Küsten des mittelländischen Meeres bewohnen, geläufige Mundart, und schien sich besonders zu gefallen, das Wort an einen arabischen Offizier zu richten, einen sehr jungen, kaum sechszehn bis siebzehn Jahre alten Mann, welcher sich an seiner Seite hielt.

In diesem Augenblicke lud der Gefangene seinen Reisegefährten ein, den bezaubernden Anblick der Landschaften zu bewundern, welche sie durchreisten, und der

Sohn der Wüste antwortete hierauf durch einen harmonischen Gesang:

„Preiset Gott, preiset den, welcher Alles aus dem Nichts erschaffen hat, den, dessen Weisheit so groß ist wie seine Stärke, und dessen Stärke gränzenlos ist."

„Hier ist ein schönes Schauspiel, mögen die, welche Augen haben, es betrachten, und jene, welche Ohren haben, zuhorchen:"

„Der Himmel breitet seinen weiten blauen Mantel über die Natur; kaum hört man den Zephir, welcher mit leiser Stimme in dem Blätterwerke der Palme seufzt; man könnte sie für ein lebendes Wesen halten, welches sterben geht. Heute wenigstens werden wir den vergifteten Athem des Kamsin nicht einathmen; das glänzende Lächeln des Blitzes wird nicht von dem lange nachhaltenden Hohngelächter des Donners gefolgt. Das Heer der Blumen reiht unter unseren Augen seine Legionen in Festgewändern; die Sonnenblume bietet ihr Haupt der Sonne dar, so wie ein Sklave seinem Gebieter den Spiegel reicht; die Biene schwirrt um die vergoldete Blumenkrone, wie um ihr Gebet zu verrichten, das Geranium breitet sein zerrissenes Gewand aus, es ist ein leidendes Wesen, welches das Almosen des Thau's erfleht. Der Thymian, das Veilchen und die Rose verbreiten einen sanften Duft in der Luft, welchen der leichte Zephir auf seinen Flügeln bis zu den erhabenen Regionen entführt, wo er ihn dem Ungestüm des Sturmwindes anvertraut und diese breiten ihn zitternd zu den Füßen des Ewigen aus!"

„Die Ueberlieferung hat gesagt: „Habet Mitleid mit dem von seinem Rang gestoßenen mächtigen Manne und mit arm gewordenen Reichen."

„Der mächtige Mann wird seinen Rang wieder einnehmen, der Reiche wird seine Schätze wieder finden."

Als der junge Araber aufgehört hatte zu singen, wandte er seine Augen nach Jenem, dem er als Schildträger diente, wie um sich zu versichern, daß sein Gesang ihm angenehm gewesen sei, aber der fromme Christ schüttelte das Haupt zum Zeichen des Mißvergnügens.

— „Hätte ich Dir mißfallen, o mein Vater? Hätte ich Dich beleidigt, tugendhafter Monarch?"

— „Nicht mich, mein Sohn, hast Du beleidigen können," antwortete der König von Frankreich, „Gott mußt

Du um Verzeihung bitten, daß Du seinem heiligen Namen weltliche Bilder und sinnliche Gedanken beigelegt hast. Ich habe Dir aber doch häufig genug erklärt, daß die erhabene Religion, die wahre Religion vor diesen irdischen Bildern sich entsetzt, welche der Frömmigkeit des geistigen Lebens die Erbärmlichkeiten des Sinnengenusses beimengen."

— „Verzeihung, mein hoher Vater, Verzeihung. Ich werde künftighin eine Gott wohlgefälligere und den weisen Lehren der Religion, in die Du mich eingeweiht hast, angemessenere Sprache führen. Aber, sage mir, vielgeliebter Monarch, da Mahomed meine Väter den wahren Gott kennen, lieben und anbeten gelehrt hat, warum sollte ich mich weigern, ihn für einen eingeweihten Propheten anzuerkennen?"

— „Unglück über Dich, mein Kind, wenn Du in einer solchen Meinung verharrest, oder vielmehr Unglück über mich, der ich die Sendung so schlecht vollführte, die mein Herr und Meister mir in seiner Gnade anvertraut hat. Mahomet hat deinen Vätern nicht den wahren Gott enthüllt. Sie kennen ihn schon, die Hebräer beteten seit langem diesen Gott an, dessen Macht sich von selbst durch die bewunderungswürdigen Meisterwerke entschleiert, welche seine mildthätige Hand über das Weltall ausgestreut hat; aber der Betrüger, den ich eben nannte, hat sich des heiligsten Namens bedient, um die leichtgläubigen Menschen, welche Deine Vorfahren waren, auf die Bahnen des Verderbens zu drängen, und um sie besser zu fesseln, hat er ihnen in dieser Welt den gemeinsten, verabscheuungswürdigsten Sinnengenuß gestattet und selbst die Fortdauer desselben im zukünftigen Leben versprochen, indem er so auf diesen unglücklichen Söhnen der Schöpfung den Flecken der Erbsünde haften ließ, welchen ich das Glück gehabt habe, an Dir zu verwischen, als Du einwilligest aus meinen Händen zu empfangen —"

— „Aus Liebe zu dem göttlichen Schöpfer," sagte lebhaft der junge Araber, „sprich nicht also, ich wäre verloren, wenn man Dich hören würde."

Der gefangene Monarch und der Neophite (zum Christen Bekehrte) setzten ihre Unterredung mit leiser Stimme fort, während sich ihr Gefolge in ehrerbietiger Entfernung hielt. Die Christen und Mohamedaner bildeten mehrere Gruppen, von denen jede sich in ihrer eigenen Sprache und nach ihren Leidenschaften unterredete.

— „Herr Ritter,“ sagte Pierre von Laon zu Jean von Soisi, „seid willkommen! Wir haben Euch für todt gehalten, und bei unserer lieben Frau von Nazareth. Der König sagte noch gestern Abends eine Stunde vor Eurer Ankunft, die Türken hätten Euch wahrscheinlich getödtet. Gelobt sei Gott, daß dem nicht so ist.“

— „Dank dafür!“ antwortete der Ritter seinem Freunde. „Die Türken haben mich in Mansura zurückgehalten in der Tiefe eines schwarzen Kerkers und verlangten ein starkes Lösegeld, das ich ihnen nicht und nimmer hätte zahlen können. Aber als der Eunuche, der mich gekauft hatte, erfuhr, daß der König für sich und seine Ritter unterhandelt hätte, beeilte er sich, mich nach Kairo abzusenden, wo ich, wie Ihr wißt, kaum angekommen, schon unverzüglich mit Euch abreisen mußte; aber ich beklage mich darüber nicht, weil wir endlich unsere Freiheit wieder erlangen werden. Fluch über dieses Land und über die Sarazenen! Denket Ihr, Herr Pierre von Laon, daß unser glorreicher Monarch sich gut aus den Händen dieser Ungläubigen ziehen kann?“

— „Ja, mit der Hilfe Gottes und unserer lieben Frau,“ antwortete der Erstere, „ich denke es; Ihr wisset vielleicht nicht, daß er versprochen hat, Damiette als Lösegeld für sich auszuliefern und dies ist eine Entschädigung, welche Thuran-Schah für hinreichend hält. Großer Gott! Die Freudenthränen, welche die Königin-Mutter und auch Margarethe von der Provence weinen werden, und wie glücklich wird Frankreich sein, seinen frommen König wieder zu besitzen.“

— „Das ist wahr, das ist wahr, Sire Jehan, auch darein muß man einer Stimme sein, daß kein Herrscher, nach Gott, die Liebe seiner Völker mehr und in höherem Maße verdient! Der Unsrige hat ebenso viele Türken in seiner Gefangenschaft bekehrt, als er deren im Kampfe getödtet hat. Die Nachwelt, ich bin dessen sicher, wird sagen, Ludwig der Neunte war ein Heiliger und wolle Gott, daß die Sarazenen keinen Martyrer aus ihm machen.“

„Amen!“ erwiederte Jean von Soisi, indem er das Zeichen des Kreuzes machte.

In einer anderen Gruppe, und zwar bestand diese aus Ungläubigen, vernahm man das folgende Gespräch:

— „Ich sage es Dir in Wahrheit, Abu-Nasser, dieser

christliche Monarch ist der furchtbarste Feind, den der Prophet jemals gehabt hat. Für unser heiliges Reich wäre es besser gewesen, wenn dieser Ungläubige niemals in unsere Hände gefallen wäre."

— „Was hast Du ihm denn vorzuwerfen, mein theurer Bedr-el-Din?"

— „Was ich ihm vorzuwerfen habe? Durch seine schlauen Worte mehr als einen eifrigen Anhänger Mohameds verführt zu haben, und ich täusche mich sehr oder dieser junge Muselmann, welcher sich an seiner Seite befindet, ist ein Abtrünniger von unserem Glauben."

— „Wie nennt sich dieser junge Mann?"

— „Er ist Kemal-Dahhes, einer der tapfersten, obwohl der jüngsten Offiziere des Heeres, er ist der Sohn Ismael-Erreian, des Dichters. So wie ich Dir sagte, behauptet man, daß er Mahomed abgeschworen und daß ihn der König von Frankreich zu seiner Religion bekehrt hat, indem er ihn nach der Sitte derselben taufte."

Und so gelangte die Karawane, die Langweile der Straße durch ähnliche Gespräche verkürzend, zu ihrem ersten Nachtlager. Man nahm den Gefangenen die Eisen ab, mit denen ihre Hände noch beladen waren, und der Eunuch Sahil, der Anführer der Karawane, kündigte ihnen an, daß man von nun an keine ähnliche Vorsichtsmaßregeln mehr gegen sie anwenden würde.

Der Ort, in welchem der Zug die Nacht verbrachte, hieß Demsis; er ist am rechten Ufer des großen Delta-Armes gelegen.

Der König von Frankreich genoß keinen Augenblick der Ruhe, auch fand ihn der Eunuch Sahil noch im Gebet versunken, als er ihm am folgenden Morgen anzukündigen kam, daß es Zeit sei, weiter zu reisen.

Als der Tag sich neigte und man sich Mansura näherte, rief der erhabene Gefangene seinen Günstling Kemal-Dahhes zu sich, um ihm das seltsame Schauspiel eines Rudels Gazellen zu zeigen, welche bei der Herannäherung der Karawane mit der Raschheit eines Pfeilregens entflohen; aber der junge Mann antwortete dem Monarchen gegen seine Gewohnheit mit Zerstreutheit, seine Augen waren, wie seine Gedanken, auf einen Mann geheftet, welchen er von Ferne auf einem Sandhügel sitzend gewahrte, und der den Vorüberzug der Karawane zu erwarten schien.

Kemal=Dahhes schien diesen Mann zu erkennen, denn er betrachtete ihn so aufmerksam, daß alle seine Geistesgaben von dieser Prüfung verzehrt wurden.

Die Gestalt, welche in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit der Reisenden anzog, ließ ruhig die Vorhut vorüberziehen, und zeigte keine Bewegung bis zu dem Augenblicke, wo der ungläubige Monarch und sein Günstling an ihm vorbeizogen. In diesem Augenblick sprang Kemal=Dahhes behend von seinem Pferde, um auf den Mann zuzulaufen, welcher ihn am Rande der Straße erwartete. Er fiel ihm zu Füßen, küßte ehrfurchtsvoll den Saum seines Kleides und stürzte sich dann in seine Arme. Ludwig der Neunte fragte nun, wer dieser Mann sei und Jemand antwortete ihm, es wäre der Vater des Kemal=Dahhes, der Dichter Ismael=Erreian, welcher von Mansura seinem Sohne entgegengekommen war, den er zärtlich liebte, weil dieser junge Mann ihn zu großen Hoffnungen berechtigte, und weil er außerdem das Aelteste seiner Kinder war.

Ismael=Erreian schien beiläufig sechzig Jahre zu zählen. Seine Augen waren klein, aber „schwarz wie die Nacht, in welcher der Prophet die Erde verließ, um in den Himmel zu steigen," — so lautet ein arabisches Sprüchwort — und glänzend wie die Zwillingssterne des großen Sternbildes. Sein grauer Bart wallte majestätisch über seine breite Brust herab. Sein Turban war aus einem schönen orientalischen Shawle gebildet und sein Kaftan von reichem und leichtem Stoffe. Aus seiner ganzen Wesenheit leuchtete eine Würde hervor, die besonders zu seinen Gunsten einnahm.

Ismael umarmte zärtlich seinen Sohn und richtete Worte des Willkomms an ihn, und dieser, welcher bescheiden wartete, bis sein Vater zuerst gesprochen hatte, fragte ihn nun um Nachrichten über die ganze Familie; der Greis antwortete ihm beiläufig in diesen Ausdrücken:

— „Mein Kind, ich kündige Dir mit Freude an, daß Gott mein Haus mit Wohlthaten während Deiner Abwesenheit überhäuft hat. Ich sage Dir zuerst, daß meine gute Stute Ghabra so schön, so fruchtbar und lebensvoll ist, wie Du sie bei Deiner Abwesenheit verlassen hast. Auch Deine Mutter genießt einer vollkommenen Gesundheit, man könnte von ihr sagen, daß der Garten ihres

Lebens in seinem Herbste ebenso frische Blumen wie die des Frühlings hervorbringt. Deine Brüder sind stark wie der Löwe der Wüste, gelenkig wie die Gazelle und mäßig wie das Kameel; mein Haus steht noch aufrecht, um der Stolz meiner Familie und der Trost des Reisenden zu sein; meine Dromedare sind so ausgefüttert, daß ihre Höcker diesen Sandhügeln gleichen. So, mein Sohn, sei der Name Gottes gepriesen, Gott ist groß und Mahomed ist sein Prophet. — Aber Du, theures Kind meines Herzens," fuhr der Greis fort, „beeile Dich neue Freude in dem Herzen Deines Vaters zu entzünden, denn seltsame Gerüchte haben an sein Ohr geklungen und er bedarf es, daß der Blitz Deines Wortes die Wolke zerstöre, welche seine kahle Stirne verdunkelt. Ein Kameeltreiber von Masr (Kairo), der seit Kurzem hier angekommen ist, hat Verwirrung in meinen Geist und Betrübniß in mein Herz gebracht, indem er mir sagte, daß Du jenem Christen-Könige nicht von der Seite wichest, dessen Kühnheit die Söhne Mahomeds gezüchtiget haben, und daß Du Dir seltsam darin zu gefallen scheinest mit dem kühnen Häuptling eines vom Propheten verfluchten Volkes Dich zu unterreden."

Bei diesen Worten empfand Kemal-Dahhes große Verlegenheit; doch fand er die Kraft zu seinem Vater zu sagen:

— „Licht meines Vaterlandes, Bild des wahren Gottes, höret auf, durch solche Worte einen tugendhaften Fürsten zu beleidigen. Er ist von seinem Volke geliebt und verehrt, dies spricht wohl hinreichend zu seinem Lobe. Ich höre mit Vergnügen die Worte der Weisheit, die seinem Munde entquellen und ich bin wie der Reisende, welcher gierig den Honig sammelt, der sich auf seinem Wege befindet, auf welchem Orte auch der Bienenstock sich befinden mag."

— „Das ist gut, mein Sohn, aber ich fürchte für Dich den Stachel der Biene," fügte Ismael kopfschüttelnd hinzu.

Diese Unterredung war für den jungen Mann sehr peinigend; deßhalb beeilte er sich auch seinem Vater sein Pferd abzutreten und sie so zu beendigen. Er selbst nahm das Pferd eines schwarzen Sklaven. Alle zwei erreichten dann die Karawane, welche in diesem Augenblicke in Mansura ankam.

Die Gefangenen wohnten unter der Ueberwachung des Eunuchen Sahil im Hause des Ibrahim-Bem-Lockman, welcher den Titel und die Würden eines Geheimschreibers des Sultans hatte. Die Karawane breitete sich in der Stadt aus und Kemal-Dahhes verbrachte die Nacht bei seinem Vater.

Dieser junge Mann konnte keine Ruhe finden, so sehr war sein Geist bewegt und sein Herz von Gewissensbissen und Unruhe bestürmt. Seine Rückkehr hatte die Freude im väterlichen Haus verbreitet, seine alte Mutter hatte Thränen der Rührung vergossen, seine Brüder hatten die unschuldigsten und süßesten Zärtlichkeiten an ihn verschwendet und die Diener des Hauses hatten zum Zeichen des Frohsinnes ihre Festkleider angezogen; aber was ganz unmöglich zu beschreiben wäre, ist die Miene der Befriedigung, welche sich in den Zügen des guten Ismael und in seinen Worten abspiegelte. Dieser glückliche Vater hat die Hoffnung und den Stolz seines Hauses, seinen theuren Kemal-Dahhes wiedergefunden, der tapfer im Kampfe, fromm in der Moschee und demüthig zu Hause war, ein Vorbild seiner Alters- und Standes-Genossen.

Ach! noch einige Stunden und dieses ganze Gebäude des Glückes sollte in Trümmer zerfallen. Der junge Mann erwartete den Tag, um mit dem Könige der Christen weiter zu reisen. Es handelte sich um seine Ehre, er hatte sich durch einen Schwur dazu verpflichtet und selbst, wenn sein neuer Gebieter ihn von seiner Verbindlichkeit losgesprochen hätte, so fühlte Kemal-Dahhes, daß ihm sein neuer Glaube nicht länger erlaube in seinem Vaterlande zu wohnen.

Die Sonne des nächsten Morgen begann, noch unter dem Horizont verborgen, kaum über den östlichen Himmel eine leichte Goldfärbung zu werfen, als Kemal-Dahhes schon auf den Füßen war und im Finstern sich hinausstehlend, verließ er auf's Neue, für lange Zeit, vielleicht für immer, das Vaterhaus. Alle Welt schlief in demselben und das herrschende tiefe Schweigen sollte noch mehrere Stunden dauern, bis es durch den unvermeidlichen Lärmen des Tages verdrängt wurde. Kemal-Dahhes warf einen letzten Blick auf diese theuren Orte, wo er die Erinnerungen an seine Kindheit, seine liebenswürdigen Brüder, seinen alten Vater, seine zärtliche Mutter zurück-

ließ. Er weinte überaus viel, denn Kemal-Dahhes hatte ein gutes Herz. Endlich, als er seiner Bewegung Gewalt anthat, entfernte er sich, indem er eine Stimme sein Ohr erreichen hörte. Der Jüngling zitterte, wer konnte zu dieser Stunde also die Ruhe des Hauses stören? Wer? — Kann man auch nur fragen? Kann das Herz der Mutter ruhig sein, wenn das Kind heimlich aus dem Hause entflieht?

Die gute Fatme hatte, bewegt von dem Glücke ihren Sohn wiedergesehen zu haben, während der Nacht wenig geschlafen und als es ihr endlich gelungen war, die Augen zu schließen, hatten sie seltsame Erscheinungen umgaukelt. Bald glaubte sie ihren Sohn mit Ketten belastet und von den Soldaten Christus mit Ruthen geschlagen werden zu sehen, bald sah sie das angebetete Haupt des Propheten, welcher seinen großen Mund öffnete, um ihr zu sagen: „Fatme, erhebe Dich, erhebe Dich rasch, bald wird es nicht mehr Zeit sein!" Nun erwachte sie plötzlich voll Entsetzen und in Schweiß gebadet.

Gegen Morgen rief sie ihre Lieblingssklavin und befahl ihr an der Thüre des Zimmers, in welchem Kemal-Dahhes schlief, zu horchen, um sich zu versichern, daß der Jüngling friedlich schlummere. Ihr Befehl wurde alsogleich erfüllt, aber die Sklavin benachrichtigte sie bei ihrer Rückkehr, daß Kemals Zimmer offen stünde und Niemand sich in demselben befände. Sie erhebt sich alsogleich, läuft, ruft ihren Sohn und dieser, welcher nicht die nöthige Kraft in sich fühlt, um einen solchen Auftritt zu ertragen, faßt einen verzweifelten Entschluß und entfernt sich eiligst, ohne auch nur den Kopf umzuwenden.

Fatme hatte durch das Geschrei, welches ihre Verzweiflung ihr ausgepreßt hatte, das ganze Haus erweckt. Man machte während langer Zeit fruchtlose Nachforschungen, und die Sonne war schon hoch am Horizont erhoben, als der traurige Ismael sich mit dem Gedanken, sein Sohn müsse bei dem Häuptling der Christen sein, nach der Wohnung des Lockman auf den Weg machte. Er fand an der Schwelle der Thüre den Eunuchen Sahil, welcher ihm ankündigte, daß die Ungläubigen nach Damiette gezogen wären, wo sie sich einschiffen sollten, aber was die Verzweiflung vollends dem Herzen dieses betrübten Vaters einimpfte, war, daß der Eunuche beifügte, Kemal-Dahhes

sei dem Könige von Frankreich gefolgt, indem er die Absicht ausgesprochen habe, nach Frankreich zu gehen, und daß man nicht zweifle, ein so außerordentlicher Entschluß sei die Folge seines Abfalles.

Ismael-Erreian beeilte sich seine Wohnung zu erreichen, daselbst angelangt, gebot er seiner Frau, seinen Kindern und seinen Dienern mit ihrem Jammergeschrei aufzuhören und ihre Thränen zu trocknen. Dann schlug er, nachdem er seine gute Stute Ghabra hatte satteln lassen, in aller Eile den Weg nach Damiette ein.

Das alte Thamiatis (später Damiette genannt) ist zwischen dem Nil, dem Meere und dem See Menzale gelegen. Diese Stadt bildet durch ihre schöne Lage und die Fruchtbarkeit ihres Gebietes die Zierde Unter-Egyptens. Der Reis, die Baumwolle, der Hanf wachsen dort fast ohne Pflege an der Seite immergrüner und mit den ausgesuchtesten Früchten beladener Bäume.

Die Franzosen hatten sich im Jahre 1248 bei dem ersten der vom Könige Ludwig dem Neunten, welchen sie den heiligen Ludwig nennen, unternommenen Kreuzzüge derselben bemächtiget. Dieser Fürst lieferte aber, als er in die Gewalt Jener gefallen war, die kühn er herausgefordert hatte, Damiette als Lösegeld für sich wieder aus.

Schon wollte sich der Monarch, am Ziel seiner Reise angelangt und von nun an aller Sklaverei frei, auf dem segelfertigen Schiffe einschiffen, das ihn nach dem Lande tragen sollte, welches er aus reinster Begeisterung für den göttlichen Meister verlassen hatte. Seine Ritter umgaben ihn und schienen freudestrahlend, ungeduldig zu sein, das Zeichen zur Abfahrt zu erhalten. Ludwig stützte sich auf Kemal-Dahhes, dessen niedergeschlagene Miene mit der Heiterkeit seiner Reisegefährten im grellsten Gegensatze stand.

In diesem Augenblicke erhob sich eine Staubwolke am Eingange der Hauptstraße, welche zum Hafen führte, und man hörte die Hufschläge eines Renners, welcher im Galopp dahersprengte. Das edle Thier zögerte nicht sich zu zeigen und Kemal-Dahhes erkannte von Weitem Ghabra und seinen alten Vater, welcher der behenden Stute durch unbarmherziges Spornen die Weichen zerriß.

Ismael reichte seinem Sohne die Hand, dieser bedeckte sie mit seinen Thränen und Küssen:

— „Kemal-Dahhes komme zurück, komme zurück in

das Vaterhaus, Deine Mutter erwartet Dich, ich habe ihr versprochen, Dich ihr heimzubringen."

— „O mein Vater, erfahre, daß ich mein Wort dem tugendhaften Sultan der Franzosen verpfändet habe. Ich muß ihm nach seinem Lande folgen, meine Ruhe, meine Ehre und mein Glück hängen von der Erfüllung dieses Versprechens ab. Aber beruhige Dich und tröste meine arme Mutter, ich werde binnen kurzer Zeit unter das Dach meiner Vorfahren zurückkehren. Glaube meinen Worten, ich werde wie die Taube der Arche zurückkommen."

— „Oder Du wirst es vielmehr so machen," entgegnete Ismael mit ergrimmter Miene, „wie der treulose Rabe, der nie mehr zurückkehrte. Geh, Geh, Dein Abfall ist mir bekannt, ich weiß, daß Du dem Gott Deiner Väter abgeschworen hast, um einen anderen, fremden anzubeten. Und fürchtest Du denn nicht das Schwert des Propheten?"

— „Nein, mein Vater," erwiederte lebhaft Kemal-Dahhes, dem die Vorwürfe Ismaels seine Entschlossenheit wiedergaben, „nein, ich fürchte nichts von dem falschen Propheten. Meine Augen haben sich dem Lichte geöffnet. Dank den Lehren des frommen Monarchen, der im Lande der Christen herrscht; ich habe gelernt, bewundert und mich bekehrt! Eines Tages, eines Tages werde ich vielleicht das Glück haben, auch Dich selbst den schlechten Weg verlassen zu sehen, um die Pfade zu betreten, welche in das Paradies führen."

— „Vollende nicht, Verwegener, höre auf, durch so abscheuliche Voraussetzungen die weißen Haare Deines Vaters zu beleidigen." Und indem er sich dann zu dem Könige Ludwig wandte, sprach Ismael folgende Worte zu ihm: „Sultan der Christen, Dein Muth hat dem Muthe meiner Brüder nicht widerstehen können, aber Deine Tugenden haben Deine eigenen Besieger unterworfen. Wir betrachteten Dich als unseren Gefangenen und Sklaven, und Du behandeltest uns, in Eisen schmachtend, als ob wir Deine Gefangenen wären. Wolltest Du Deinen Ruhm beflecken im Augenblick als Du diese Orte verlassest, an denen er mit so reinem Glanze gestrahlt hat! Vielleicht bist auch Du Vater, vielleicht erwartet eine zärtliche Gattin Deine Rückkehr mit Ungeduld und spricht mit ihren Kindern von Dir! Sage mir, ich beschwöre Dich

darum, würdest Du weinen, wenn man Dir Deine Söhne entführen würde? Würdest Du nicht in die Wälder und auf die Berge Deines Landes eilen, um ihre Namen dem Echo des Thales jammernd zuzurufen? Und wenn man sie, ihre Jugend und ihre Unerfahrenheit mißbrauchend, dahin verleiten würde, der Religion abzuschwören, welche Du sie gelehret hast, würde man Dich dann nicht Deine Kleider zerreißen, Deine Brust zerschlagen und Dich im Staube wälzen sehen? Nun, siehst Du, dieses Unglück ist das meinige, gib mir meinen Sohn zurück, gib ihn mir zurück, denn er ist der älteste meines Stammes. Der Himmel wird Dir hundertfältig das Glück vergelten, mit dem Du mich überhäufen wirst, und ich werde Dir als Lösegeld für dieses Kind im selben Augenblicke das geben, was ich nach demselben als das Theuerste auf der Welt besitze."

Als er so gesprochen hatte, stieg der Greis vom Pferde und sagte, die Augen mit Thränen erfüllt, zum Könige, indem er ihm das edle Thier vorführte:

— „Gib mir meinen Sohn zurück und nimm meine Stute. Nimm sie, ich gebe Dir Ghabra, meine gute Freundin, meine treue Gefährtin. Ihr Rücken ist ein Sitz der Ehre, und ihre Weichen sind ein unerschöpflicher Schatz. Der blutgierige Tiger würde seine Klauen gegen die Hufe Ghabra's austauschen. Sie hat die Lenden einer Gazelle und die Beine eines Straußes, die Kühnheit glänzt wie der Blitz aus ihrem Blicke, ihre Nüstern sprühen Flammen, sie hat den Muth des Löwen, die Gelehrigkeit des Hundes und die Stärke des Elephanten, wenn sie läuft, glaubt man, daß sie die Erde verzehrt, vergebens würde man auf dem Sande die Spur ihrer Hufe suchen; im Laufe überholt sie das Rebhuhn und den Hasen. Nimm, sage ich Dir, nimm Ghabra und gib mir meinen Sohn zurück."

Der König Ludwig fühlte sich tief ergriffen von diesen rührenden Worten, doch beherrschte er die Weichheit, die ihn schon zu übermannen drohte, und sprach:

„Erfreue Dich, statt Dich zu betrüben, guter Greis, denn ich habe Deinen Sohn gerettet; ich habe seinen Augen die Fackel des evangelischen Glaubens, das Licht des Heiles entzündet; ich habe seine Seele den Klauen des Satans entrissen. Was seinen Körper betrifft, so werde ich die größte Sorgfalt für seine Wohlfahrt tragen,

ich gebe Dir mein königliches Wort darauf; aber wenn Du dennoch darauf beharrest, diesen jungen Mann nach Hause nehmen zu wollen, so ist es ihm freigestellt, Dir zu folgen, ich will durchaus nicht seinem Willen entgegen sein."

Als er so gesprochen hatte, gab der König das Zeichen zur Einschiffung, und er stieg an der Spitze seiner Ritter in das Schiff, welches ihn erwartete.

Ismael hatte sein Haupt unter seinen Mantel verborgen, um den Christen die heftige Bewegung zu verbergen, welcher er zur Beute fiel. Seine Verwirrung und seine Verzweiflung waren so groß, daß er nichts mehr von dem wußte, was um ihn herum vorging. Kaum konnte er noch undeutlich eine bekannte Stimme unterscheiden, welche die folgenden Worte in seine Ohren flüsterte: „Lebe wohl, mein Vater, lebe wohl, aber nicht für immer!"

Als dieser unglückliche Vater von seinem Dahinbrüten zu sich kam und sein weißes Haupt erhob, sah er, daß das Opfer vollbracht war. Traurig wanderte er nach dem verlassenen Ufer und gewahrte das Schiff, welches sich mit großer Schnelligkeit entfernte. Dort war das Kind seines Herzens, dort war seine Hoffnung und seine Zukunft!

Ismael betrachtete unbeweglich und träumerisch die ungeheuere Fläche des Meeres, und als er von dieser langen Betrachtung zu sich kam, stützte er sich mit der einen Hand auf einen Stein, der ihm als Sitz diente, und mit der andern drohte er dem Schiffe, welches sich entfernte; man hörte den Muselmann erbittert rufen:

— „Fliehe, junger Unsinniger! fliehe eilig, denn wenn Du Dich nicht mit Windesschnelle entfernest, werden die Mauern des Hauses, das Du verlassest, über Dich zusammenstürzen. Fliehe, Abtrünniger! denn wenn Du zögerst, wird das blitzende Schwert des Propheten aus der demantenen Scheide fahren, in der es noch ruht. Fliehe, Anbeter Christus, denn bald würde es nicht mehr Zeit sein, und der ungeheure Nil würde, sein Bett überfluthend, auf deinem strafbaren Haupte den Flecken wegwaschen, mit dem es gezeichnet ist. O Meer, schreckliches und unermeßliches Meer! wirst du zulassen, daß dieses Schiff ungestraft deine eingeschlummerten Wogen durchfurche? erwache, Meer, erwache! laß deine Wellen bis zur Höhe des Atlas in

die Wolken sich erheben; möchten die Kieselsteine, welche seit Jahrhunderten in der Tiefe deiner Abgründe ruhen, auf deine Oberfläche heraufsteigen und sich gegen dieses abscheuliche Schiff stemmen, möchte deine brüllende Stimme den Donner herbeirufen! komme, nähere dich, treibe die angeschwollenen Wellen in unsere sandigen Flächen, überschwemme unsere fruchtbaren Oasen, dann wird sich die ganze Wüste drohend und erzürnt erheben, der Kamsin wird Sandwogen aufwirbeln, welche die deinigen in ihre alten Grenzen zurücktreiben werden, und möchte sich das Schiff im Mittelpunkte dieses entsetzlichen Zusammenstoßes befinden! O Meer, erwache, und ich werde sagen: „Preiset Gott, Er allein ist groß, und Mahomed ist sein Prophet!"

So sprach der verblendete, erzürnte Greis, aber seine Stimme verlor sich in den Lüften und fand kein Echo, um ihr zu antworten. Das Tagesgestirn, welches keine Wolke verdunkelte, schwebte majestätisch über dem Haupte Ismael's. Das Meer war ruhig, die Wüste schweigsam, und nichts störte die feierliche Ruhe der Natur.

Ludwig der Neunte, König von Frankreich, begab sich, anstatt geraden Wegs nach seiner Heimath zu steuern, nach Ptolemais (Akre). Er verbrachte noch vier Jahre in Palästina, nach deren Verlauf er nach Frankreich zurückkehrte; er hatte mit dem Sultan einen zehnjährigen Waffenstillstand abgeschlossen.

Ismael Erreian genoß einer großen Achtung in seinem Lande, aber er besaß auch wieder Feinde, denn in seiner Eigenschaft als Dichter nahm er sich Freiheiten heraus, durch welche sich die öffentlichen Beamten und die Ulemans nicht selten beleidigt fühlten. Die Lebhaftigkeit seiner Einbildungskraft führte ihn oft in das Gebiet der hohen Moral, und mehr als einmal war es ihm geschehen, daß er ohne Schonung gegen die Willkühr der Großen und die Erpressungen der Priester gedonnert hatte. Bisher war die Entrüstung dieser zwei mächtigen Kasten durch die Bewunderung unterdrückt worden, welche man allgemein für seine Dichtungen hegte, aber es war dieß ein Feuer, das unter der Asche glimmte. Der kleinste Funke konnte diese Mine der Rache und des Zornes sprengen, welche der Busen seiner Feinde verbarg.

Zwei Tage waren kaum seit der Rückkehr Ismaels nach Mansura verflossen, als er den Befehl erhielt, vor

Ibrahim-Bem-Lokmann, dem Geheimschreiber des Sultans, zu erscheinen. Er beeilte sich zu gehorchen, und als er vor der genannten vornehmen Person sich befand, entspann sich die folgende Unterredung zwischen ihnen:

— „Freund Ismael, es freut mich, Dich zu sehen, wir haben mitsammen zu sprechen."

— „Herr, ich höre Dich mit Unterwürfigkeit."

— „Mein Freund, mein theurer Ismael Erreian, Du bist ein großer Dichter."

— „Du bist zu gütig gegen mich, Herr. Ich bin nichts mehr, als ein unwürdiger Gärtner, und wenig geschickt, die schönsten Blumen der Poesie zu pflegen. Ehemals, es ist wahr, geschah es mir manchmal, der Glut meiner Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, aber damals war ich glücklich, die Freude trat durch die offene Thüre bei mir ein, heute ist sie aber durch die Fenster entflohen. Meine Familie ist in Verzweiflung, meine Diener stehen müßig an der Schwelle der Thüre, meine Kameele schmachten ohne Nahrung dahin, meine gute Stute Ghabra wiehert und stampft aus Ungeduld, und ich, armer Greis, ich weiß nicht, wem ich Hilfe oder Tröstungen bringen soll, da ich deren für mich selbst bedarf."

— „Und welcher ist denn der Grund eines so tiefen Schmerzes?"

— „Ach, Herr, die Hand des Allmächtigen ruht schwer auf mir. Es hat ihm gefallen, mich am Abende meiner Tage zu betrüben."

— „Nun aber, mein theurer Ismael, ist Jemand in Deinem Hause gestorben? Hättest Du etwa Deinen ältesten Sohn, den wackeren Kemal-Dahhes, den Stolz Deines Stammes, verloren?"

— „Der Tod hat ihn nicht getroffen, Herr."

— „Wäre ihm irgend ein Unglück zugestoßen, sage es mir, ich bitte Dich darum, mein Freund."

— „Ich sage Dir, daß ihn der Tod nicht getroffen hat."

— „Ismael Erreian, antworte mir deutlich, was hast Du mit Deinem Sohne Kemal-Dahhes gethan?"

— „Gefiele es Gott, Herr, daß mein Sohn in diesem Augenblicke aus der Zahl der Lebendigen gestrichen wäre! Ich hätte dann nur über seinen Körper, und nicht über das Heil seiner Seele zu weinen."

— „Ah, Ah! Die seltsamen Gerüchte, die auf seine Rechnung die Runde machten, entbehren also nicht aller Begründung?"

— „Leider nicht, Herr, der vergiftete Hauch des bösen Geistes hat den Glanz einer reinen und makellosen Tugend getrübt."

— „So ist es also wahr, daß der Elende den Glauben seiner Väter abgeschworen hat! Ismael, hast Du Dir in dieser Beziehung keinen Vorwurf zu machen?"

— „Keinen, ich bezeuge es bei meinem Turban und bei meinem Gürtel."

— „Und doch, Ismael, — und dieß ist der Grund, der mich Dein Erscheinen wünschen ließ — hat die öffentliche Stimme schwere Anschuldigungen in dieser Beziehung laut werden lassen."

— „Wie könnte das sein, Herr? Mehrere meiner Nachbaren waren die Zeugen der Betrübniß, welche meine Familie traf, seitdem ein undankbarer Sohn die Stimme seines Vaters mißkannte, und im Nothfalle könnten sie bestätigen, daß ich nichts unterlassen habe, um Kemal-Dahhes zum Gefühl seiner Pflichten zurück zu führen."

— „Gewiß, mein Freund, und das sagt man auch gar nicht. Der Mufti behauptet aber, daß Du einen geheimen Vertrag mit dem Christenkönige geschlossen hast und daß Dir derselbe eine große Summe als Preis des Abfalles Deines Sohnes ausbezahlen ließ."

— „Der Herr erbarme sich meiner!" rief der unglückliche Greis, zur Erde stürzend, „ich war noch nicht am Ende meiner Leiden, und der grausamste Schlag hatte mich bisher noch nicht getroffen."

— „Erhebe Dich, Ismael, und höre auf meine Worte. Morgen wirst Du vor dem Rathe der Ulemans erscheinen, um Dich von der Anschuldigung, welche der Mufti gegen Dich erhoben hat, zu reinigen. Die Pflichten meines Amtes nöthigen mich, mich Deiner Person zu versichern und Deine Habe mit Beschlag zu belegen. Es ist möglich, daß Deine Tugend über die Bosheit Deiner Feinde siege, und ich werde mich dessen lebhaft freuen, denn ich bin seit Langem Dein Freund, Erreian, aber ich muß Dir einen weisen Rath geben, den ich Dich ermahne zu befolgen: Du hast es mit einer erbitterten Parthei zu thun. Du hast oftmals durch Deine satyrischen Verse die

Ulemans, ja selbst den Mufti und mehrere unserer Würdenträger beleidigt, sei versichert, daß sie nicht eher ruhen noch rasten werden, bis es ihnen gelungen ist, Dich zu verderben! Daher mußt Du, mein theurer Ismael, weil Du nicht die Kraft des Löwen hast, um Dich zu vertheidigen, mit der Schnelligkeit des Rebhuhnes zu entfliehen suchen. Glaube mir, zögere nicht, oder Du bist verloren, noch kann ich Deine Flucht beschirmen, morgen wäre es nicht mehr Zeit."

Indem er diese Worte vollendete, schloß Lockmann den betrübten Ismael, der wie vom Blitze getroffen schien, zärtlich in seine Arme und verschwendete so viele Ermunterungen und Liebkosungen an ihn, daß es ihm endlich gelang, demselben ein wenig Muth einzuflößen.

Der arme Dichter kehrte, das Herz von Traurigkeit erfüllt, nach Hause zurück; er rief seine Familie und seine Diener zusammen und sprach in folgenden Ausdrücken zu ihnen:

— „Im Namen des milden und barmherzigen Gottes! Von ihm erwarten wir alle Hilfe und Gnade! Meine Freunde, das Mißgeschick ist bei mir eingekehrt und der Prophet hat mir seine Gnade entzogen; aber Gott ist groß, er wird mir Tröstung senden. Unterdessen sehe ich mich aber von eben so feigen als mächtigen Feinden verfolgt. Werdet Ihr es glauben, daß sie mich anschuldigen, mein Blut und Fleisch verkauft zu haben? Sie wagen zu sagen, daß ich von dem Sultan der Christen eine bedeutende Summe als Preis des Abfalles Kemal-Dahhes, dessen, den ich nicht mehr meinen Sohn zu nennen wage, erhalten habe. Der Wille Gottes geschehe! Der Mufti und die Ulemans haben sich gegen mich erklärt, und wenn ich nicht jetzt gleich entfliehe, bin ich morgen ein todter Mann. Daher ist mein Entschluß gefaßt, zäumet meine Kameele und meine Stute, und sobald die Nacht ihren schwarzen Mantel über unsere Stadt ausgebreitet hat, werden wir geräuschlos durch das Thor Zoulkadje hinausziehen, mein Haus und mein Geräthe aber getrost der Wache des Propheten überlassen. Wir werden uns nach Alexandrien wenden, wo ich einen Freund habe, den weisen Themym, auf den ich zählen kann; ich werde ihn um Gastfreundschaft bis zu dem Tage der göttlichen Erbarmung bitten."

So sprach Ismael. Er war von seiner ganzen Familie und seinen Dienern zärtlich geliebt; alle weinten rings um ihn und stritten sich um seine Hände, die sie mit Küssen bedeckten. Aber bald eilte Jeder auf seinen Posten, um, soviel ihm nur die kurze Zeit gestattete, die noch blieb, die Vorbereitungen zu dieser unglücklichen Reise zu treffen.

Mit einbrechender Nacht zog die traurige Karawane geräuschlos durch das Thor Zoulkadje und dießmal wenigstens schien das Verhängniß, welches über dem Haupte Ismaels drückend lagerte, seine Schläge zu unterbrechen, denn kein unangenehmer Zwischenfall störte die Flucht dieser Familie, die man so ungerechter Weise verfolgte.

Am Abend des folgenden Tages langte Ismael in Alexandrien an und erfreute sich des herzlichsten Empfanges von Seite des guten Themym. Die Gefahr aber war nur entfernt und man mußte nun daran denken, sich für die Zukunft sicher zu stellen; daher verabschiedete Ismael wenige Tage nach seiner Ankunft in Alexandrien zwei Mauren, welche seit langer Zeit in seinem Dienste waren, ließ seine Kameele und einen schwarzen Sklaven verkaufen und benützte den Erlös, den er daraus zog, um dem zweiten seiner Söhne, Abdallah, der kaum fünfzehn Jahre zählte, die Mittel zu verschaffen, sich nach Palästina zu begeben, wo er die Spuren Kemal-Dahhes zu entdecken hoffte.

Ismael hätte Alexandrien unverzüglich nach der Abreise Abdallah's verlassen, wenn ihn nicht neue Unglücksfälle getroffen hätten; denn es stand geschrieben, daß der arme Mann den Becher des Unglücks bis auf den letzten Tropfen ausleeren sollte.

Der jüngste seiner Söhne, ein Kind von zehn Jahren, wurde von der Blatternkrankheit ergriffen, die ihn binnen wenigen Tagen dahinraffte. Ismael Erreian ertrug diesen Schlag mit der Ergebung des Weisen; aber nicht so geschah es mit der zarten Fatme. Sie besaß nicht die hinreichende Kraft, um so heftigen und wiederholten Schicksalsschlägen zu widerstehen; eine verzehrende Krankheit brach bei ihr aus, und diese unglückliche Mutter unterlag derselben beiläufig ein Jahr nach ihrer Ankunft bei Themym.

Abdallah gab indessen keine Nachrichten von sich und man wußte nicht, ob man der Erzählung eines Kauf-

manns von Smyrna Glauben schenken sollte, der seit Kurzem in Alexandrien angekommen war und erzählte, daß ein vor beiläufig einem Jahre aus dieser Stadt abgesegeltes Schiff von einem französischen Kriegsschiffe weggenommen worden sei, und daß sich unter den nach Palästina geführten Gefangenen ein junger Mann befinde, dessen Beschreibung vollkommen der Erscheinung des Abdallah-Ben-Ismael glich.

Unterdessen erhielt der gute Themym die Gewißheit, daß der Zufluchtsort Ismael-Erreians kein Geheimniß mehr für seine Feinde war. Er theilte seinem unglücklichen Gaste diese Entdeckung mit, und dieser, den nichts mehr an diese Welt fesselte, hätte sich über diesen Umstand wenig beunruhigt, ohne die Gefahr, welche der großmüthige Themym seinethalben lief. Daher nahm er nun Abschied von seinem Freunde, indem er ihm innig für die Gastfreundschaft dankte, die er ihm während so langer Zeit gewährt hatte; dann verließ er, den Staub von seinen Füßen schüttelnd, dieses Land der Betrübniß und bestieg ein Schiff aus Tunis, welches die Segel lichtete, um dahin zurück zu kehren.

Reise ab, nur all zu unglücklicher Greis, und möchtest du auf fremder Erde das Ende alles jenen Unglückes finden, dem wir dich bisher zur Beute gesehen haben, reise ab und möge dich der Segen Gottes in deine neue Wohnung begleiten!

Ismael hatte bei der Abreise von Alexandrien einiges Geld theils durch die Großmüthigkeit seines Freundes Themym, theils durch das Erträgniß des Verkaufes seiner Ghabra erhalten. Er besaß daher die Mittel, einige Zeit hindurch sein Leben fristen zu können.

Als er in dem Lande Tunis ankam, wählte sich dieser der Welt und den Menschen entfremdete Greis ein bescheidenes und unbekanntes Wohnplätzchen in der Nähe eines kleinen Dörfchens, eine Wegstunde beiläufig von den Ruinen Karthago's entfernt, nicht weit von der Ausmündung des Flusses Magerda und fünf Wegstunden von Tunis.

Von Zeit zu Zeit von seinen Nachbarn besucht, deren Liebe er durch seine sanften und wohlgebildeten Sitten gewonnen hatte, lebte Ismael-Erreian lange Zeit in einer süßen, dunklen Abgeschiedenheit. Die Einsamkeit hatte für

ihn den Reiz, den Jene an ihr finden, deren Dasein durch lange Unglücksfälle verbittert wurde, und seine Ruhe war nur von Zeit zu Zeit durch die Besuche einiger Nachbarn gestört, welche die Verse des Dichters zu hören kamen und ihm Nahrungsmittel als Beweise ihrer Dankbarkeit gaben, den freiwilligen und mäßigen Zoll, aus dem Ismael die Mittel seiner Erhaltung zog.

Die Zeit, welche alle Wunden verharscht, berührte auch mit ihrem wohlthätigen Finger die Wunden Ismael-Erreians. Jahre folgten auf Jahre und jedes brachte seinen Zoll an Ruhe und Vergessenheit mit sich. Nicht aber, als ob die Erinnerung an so vieles Unglück aus dem Gedächtnisse Jenes gewichen wäre, über den es sich mit solcher Hartnäckigkeit ergossen hatte, nicht als ob er keine Thränen mehr vergießen konnte, wenn er an seinen abgefallenen Sohn, oder auch an die zärtliche Fatme, an den liebenswürdigen Abdallah dachte; oft erinnerte er sich auch an sein eines besseren Schicksals würdiges Kind, an den Sohn, welchen die Krankheit vor der Zeit dahingerafft hatte, an das Haus, worin seine Kinder geboren worden waren und das nun von Fremden bewohnt wurde, an seine Diener, an seine Kameele und an seine gute Stute Ghabra. Aber die Seele des Dichters nährte sich von diesen Erinnerungen wie von einer Speise für seinen Geist, es waren dieß Träume, über welche es ihm gefiel lange Zeit nachzudenken, um sie dann beim Schweigen der Nacht den glänzenden Sternen mitzutheilen.

Diese lange Gewohnheit der Betrachtung, zur Erfahrung so großer Unglücksfälle gefügt, hatte dem poetischen Geiste Ismaels einen Charakter der Erhabenheit gegeben, welcher zu gleicher Zeit Bewunderung und Ehrfurcht einflößte. Die Nachbarn nannten ihn unwillkührlich den Weisen oder den Propheten.

Unglücklicher Greis! Nichts in dieser düsteren Welt fesselte ihn mehr! er hatte hintereinander Alles verloren und die Religion war für ihn keine tröstende Zuflucht mehr; denn, wir müssen es freudig gestehen, der Unglückliche war nun — in allen seinen Neigungen gekränkt, in allen seinen Hoffnungen betrogen, in einen für ihn schrecklichen Zweifel versunken. Die Leuchte des wahren Glaubens flammte vor seinen Augen auf. Oft glaubte er in seinen Träumen seinen Kemal-Dahhes zur Rechten

eines unbekannten erhabenen Gottes sitzend und das Haupt mit einer glänzenden Strahlenkrone geschmückt zu sehen: „Komme zu mir," rief ihm der junge Mann zu, „komme, mein Vater, hier ist der Weg des Heiles."

Ismael erhob sich dann erwachend und rief: „Ja, mein Sohn, ich werde dir auf diesem Wege folgen — und ich will keinen anderen Gott, als den deinigen."

Er erinnerte sich ohne Unterlaß der Verfolgungen, deren Gegenstand er von Seite der habsüchtigen und bösen Ulemans gewesen war, auch floh er ihre Gesellschaft und man sah ihn niemals in den Moscheen.

Viele Jahre nach dem Uebertritte Kemal-Dahhes zum wahren Glauben wurde Afrika der Schauplatz einer merkwürdigen Begebenheit.

Der König von Frankreich, Ludwig der Neunte, welcher schon einmal ritterlich und frommen Glaubenseifers voll, wenn auch nicht glücklich, gegen die Muselmänner sein ruhmvolles Schwert gezogen hatte, unternahm im Jahre des Herrn 1270 einen neuen Kreuzzug gegen den übermüthigen Halbmond. Er schiffte sich in Aigues-Mortes ein, segelte nach Tunis und nahm seinen Sohn Philipp, welcher berufen war, ihm in der Regierung nachzufolgen, sowie viele Würdenträger der Kirche, dann die Blume der Ritterschaft und die ausgezeichnetsten seiner Diener mit sich.

Kaum ausgeschifft, belagerte der von unermüdlichem Glaubenseifer beseelte Christenfürst das feste Tunis. Schon nach Verlauf von acht Tagen war er Meister des festen Schlosses, aber leider sollte sich auf diesen Waffenerfolg sein heiliger Krieg beschränken. Widerwärtigkeiten aller Art lichteten von nun an das Lager der Christen und vereitelten ihre ruhmvollen Anstrengungen. Mangel an Wasser und Lebensmitteln wurde bei ihnen bald sehr fühlbar. Eine starke, von dem Bruder des Königs, dem Grafen von Anjou kommandirte Division der Armee sollte Verstärkungen an Mannschaft und an Proviant bringen, aber entgegenwehende Winde hielten sie in der Meerenge von Messina zurück. Die französischen Soldaten litten furchtbar, aber deßhalb herrschte keine Entmuthigung oder Zuchtlosigkeit in ihren Reihen. Sie baten ihre Offiziere

um Waffen und Brod und diese Edlen theilten mit ihnen das wenige, welches sie selbst besaßen; deßhalb schienen alle diese Widerwärtigkeiten unbedeutend, wenn man sie mit den Krankheiten verglich, deren Keim jeden Tag im Lager eine größere Entwicklung nahm.

Diese Krieger, die gewohnt waren, unter einem rauhen Himmelsstriche mitten in feuchten und dunklen Wäldern oder auf schneebedeckten Bergen zu leben, fielen in den heißesten Stunden des Tages zur Erde, als ob sie von den Strahlen der afrikanischen Sonne zu Tode verwundet würden; der heiße Wind der Wüste verursachte ihnen Athemlosigkeit und Schmerzen, selbst der Widerschein des entzündeten Sandmeeres schlug sie mit Blindheit oder schwächte wenigstens die Scharfsichtigkeit ihres Auges. Der König Ludwig aber ermuthigte seine Krieger durch sein herrliches Beispiel und seine gottbegeisterten Worte, die immer mit dem größten Jubel aufgenommen wurden. Leider war aber so vieles Mißgeschick und Elend nur das Vorspiel des Unglückes, welches die Hand des Allmächtigen in ihrer unerforschlichen Weisheit über die Vertheidiger des einzig wahren Glaubens ausschüttete.

Ein Soldat, welcher sich in der Verfolgung eines beduinischen Arabers zu weit vorgewagt hatte, wurde von den Tunesern gefangen und im Triumph in ihre Stadt geführt. Die Sieger wollten ihn grausam tödten, aber es gelang ihm, zu entweichen, und er kehrte ins Christenlager zurück. Am nächsten Tage starb dieser Mann unter furchtbaren Zuckungen. Alsogleich erscholl ein finsterer Schrei durch das ganze Lager: „die Pest!“ und Alle falteten fromm die Hände und fielen auf die Knie und riefen die Gnade des Herrn an, von dem das Gute wie das Schlimme kömmt, überzeugt, daß ihre flehentlichen Gebete den Lauf des göttlichen Willens hemmen könnten, wenn es im Rathschlusse des Herrn zu ihrem Besten also beschlossen ist. Doch war es anders beschlossen!

Die Pest machte in wenigen Tagen furchtbare Fortschritte. Der erhabene König und sein Leibarzt, der aufopfernde Jehan de Bethizij versuchten — vergebens — den Schrecken des Heeres zu verscheuchen, indem sie erklärten, daß die Krankheit, mit dem es heimgesucht war, nur eine wenig zu fürchtende Ansteckung sei, die nicht zögern könnte, bald der Eindringlichkeit der Arzneimittel

zu weichen. Der Tod strafte aber leider jeden Augenblick diese hoffnungsreichen Worte Lügen.

Welches Herz — und wäre es selbst das eines Feindes gewesen — hätte nicht bei dem Anblicke der Uebel geschauert, welche, von diesem Tage angefangen, über die ehedem so glänzende und kriegerische Armee sich ergossen! Die Bande der Mannszucht wurden allmählig gelockert, jene der Natur zögerten gleichfalls nicht, zu zerreißen. Der Trieb der Selbsterhaltung trug den Sieg über das Gefühl der Pflichten davon; der Ritter wollte nicht mehr mit seinem Waffenbruder schlafen, Vater und Sohn wichen sich sorgfältig aus, um die Gefahr ihrer Umarmungen zu vermeiden; mehrere von den Frauen, welche der Armee gefolgt waren, entflohen während der Nacht und zogen die Härte der Sklaverei den Gefahren der herrschenden Krankheit vor. Die Säuglinge wurden in ihren Wiegen verlassen und starben aus Mangel an Nahrung. Hunger und Durst herrschten mehr als je im Christenlager, man sah sterbende Soldaten sich an den Meeresstrand schleppen und ihre brennende und vertrocknete Zunge in denselben tauchen; dann schloß der Tod ihre Augen und die Vorübergehenden, welche diese so nahe dem Ufer liegenden Körper sahen, stießen sie barmherzig mit den Füßen in die Fluthen, aber das Meer verweigerte die Annahme dieser Opfer und spie jeden Tag häßlich entstellte Leichname auf das Gestade.

Die todten Körper verfaulten fast allsogleich, so groß war die Hitze, welche man in diesen Tagen der Verzweiflung ertragen mußte! Man sah auf allen Seiten nichts Anderes, als schreckliche Skelette, an welchen noch einige Stücke eines blau und grün schillernden Fleisches hingen. Die tödtlichen Dünste, welche denselben entstiegen, wölbten sich über dem Christenlager und hüllten es von allen Seiten ein, ohne daß der kleinste Windhauch, über die Oberfläche der Wässer gleitend, kam, um sie in die Wüste zu treiben. Die Nächte allein brachten durch ihre Feuchtigkeit einige Unterbrechung in diese verzehrende Hitze, aber auch diese Kühlung war nicht ohne Gefahr. Ihr hättet die armen Soldaten sehen sollen, wie sie, in weiße Lacken gehüllt, die ganze Nacht umhergingen. Mehr als ein Kranker, der diese lebendigen Erscheinungen an sich vorbeikommen sah, schloß erschreckt die Augen und glaubte, der

Todesengel komme, ihn abzuholen; mehr als ein Ritter bekreuzte sich fromm, weil er die Seelen seiner verstorbenen Waffenbrüder zu sehen vermeinte.

Wie tröstend muß es für uns sein, diesem traurigen Gemälde auch unzählige Bilder der erhabensten Aufopferung und Ergebung im Angesichte der verheerenden Krankheit an die Seite stellen zu können. Man sah Brüder, ohne zu erbleichen, am Lager ihrer sterbenden Brüder stehen und Mütter ihren kranken Kindern ohne Zaudern die Brust reichen! Der erhabene König selbst gab bei dieser Gelegenheit die rührendsten Beweise seiner Sorgfalt. Er besuchte die Zelte der Pestkranken, er berührte unerschrocken die Leidenden, er umarmte sie sogar oft und verließ sie nie, ohne ihren Seelen einen Theil der tiefen, unerschütterlichen Ergebung eingeflößt zu haben, welche die seinige erfüllte. Dieser Fürst bewies mit einem Worte in jener traurigen Lage eine über alles Lob erhabene Tugend, welche ihn ohne Widerrede vollkommen würdig machte, in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen zu werden.

Oftmals schlichen sich habsüchtige Beduinen, dem Stahle der Feinde und der Flamme der Ansteckung gleichzeitig die Stirne bietend, verstohlen in das Christenlager, um sich mit einer kostbaren Beute zu bereichern. Andere, und ihre Anzahl war nicht die geringste, wurden wieder nur durch den Wunsch nach Rache und ihre verblendete Ergebenheit an die Sache Mahomeds angereizt.

Die Krankheit dauerte seit sechs Tagen und schon die eilfte Nacht erhellte mit ihren Feuern das Lager, wo die Todten allein der Ruhe genossen. Alles war düster und still, nur ein klagender Jammerschrei oder eine rauhe Stimme erschollen hie und da in kurzen Zwischenräumen und störten das Schweigen dieser Stätte des Unheils.

In der Tiefe seines Zeltes betrachtete ein junger Offizier noch einmal den Aufgang des blassen und melancholischen Mondes. Es war ein schönes Schauspiel für ihn, denn er sollte bald diese Welt verlassen, wo so viele Schönheiten verschwenderisch neben so vieles Unglück gesäet sind. Der Sterbende war nicht allein, ein Freund, ein zärtlicher Freund wachte schweigend zu Haupten seines Lagers. In diesem Augenblicke zeigte sich eine menschliche Gestalt am Eingange des Zeltes; das Wesen, welches so

plötzlich erschien, schien seine Blicke in das Innere dieses Raumes zu versenken, wo eine tiefe Dunkelheit herrschte. Es wollte sich aber entfernen, als eine Stimme in einer ihm verständlichen Sprache zurief: „Fliehe, Elender! Störe nicht die letzten Augenblicke eines Christen! Eile von dannen, verwegener Araber, wenn Deine Tage Dir theuer sind!"

Im selben Augenblicke näherte sich dieser großmüthige Freund, der am Lager des Sterbenden wachte, der Schwelle des Zeltes und mahnte, die Geberde mit dem Worte vereinigend, den Araber, sich zurückzuziehen; aber dieser blieb unbeweglich stehen, die Arme über die Brust gekreuzt und betrachtete aufmerksam den Christen, der ihn angesprochen hatte, und als er in ihm den König von Frankreich erkannte, rief er mit prophetischer Stimme:

— „Ludwig, weißt Du nicht, daß Tunis die Schwester von Kairo ist? Denke an das Schicksal, das Dich erwartet, Du wirst vor dieser Stadt das Grab statt des Hauses Lockmanns finden und die zwei schrecklichen Todesengel Munkir und Nadir werden, um Dich zu bewachen, den Eunuchen Sahil ersetzen."

— „Und wer bist Du," fragte der König der Christen, „der Du es wagst, mit mir eine so verwegene Sprache zu führen?"

— „Wer ich bin! Ach! Du würdest wohl fürchten mich wieder zu erkennen."

Der Araber hatte seine Antwort kaum geendiget, als der Monarch auch schon in das Innere seines Zeltes getreten war, um daselbst eine Fackel wieder anzuzünden, welche dem Ersterben nahe war. Nun zögerte der Sohn der Wüste nicht länger ihm zu folgen, und zeigte den erstaunten Augen des Christen das Antlitz eines ehrwürdigen Greises, dessen Stirne von zahlreichen Runzeln durchfurcht war, der Zeugen des Unglückes sowohl, wie des hohen Alters. Ludwig betrachtete lange Zeit diesen Fremdling, und suchte die Züge zu erkennen, die ihm nicht fremd waren; er warf auch einen langen Blick auf den Mann, welcher neben ihm auf dem Schmerzenslager ächzte; hierauf wandte er sich wieder dem Greise zu und rief, indem er die Thränen, welche seinen Augen entquollen, in seine Hände verbarg:

— „Ja, jetzt erkenne ich Dich!"

— „Wer ist denn dieser Fremdling, welcher hieher kömmt um meine letzten Augenblicke zu stören?" fragte der Kranke den König.

Er drückte sich in französischer Sprache aus und Ludwig der Neunte antwortete ihm in derselben Sprache:

— „Niemals, mein Sohn, erwies sich die Vorsehung Deiner Dankbarkeit würdiger; noch wenige Augenblicke und der Himmel wird sich vor Dir aufthun; der König der Könige sitzt auf seinem lichtumstrahlten Throne, und wenn Du vor seinen Füßen erscheinen wirst, werden die Seraphims göttliche Gesänge anstimmen, und Er Selbst wird die Martyrerkrone auf Dein Haupt setzen. Lebe wohl, mein theurer Eusebius, lebe wohl, ich lasse Dich mit diesem allein, dessen Sprache Du kennest. Ich will anderwärts Trost spenden. Lebe wohl, noch ein Mal, bald werden wir uns sehen, um uns nicht mehr zu verlassen."

Der Araber hatte nichts von dieser Unterredung verstanden, aber, als er sich allein mit dem Sterbenden sah, sprach er ihn an:

— „Kemal-Dahhes, endlich sehe ich Dich wieder!"

— „Wer bist Du? Du, der Du mich mit einem Namen nennest, der nicht der meinige ist," sagte der Kranke, sich mit Anstrengung erhebend. „Kemal-Dahhes ist nicht hier, er ist unter dem Dache seiner Väter geblieben. Ich, ich bin Eusebius."

— „Wie!" fuhr der Greis fort, „Du hast also Alles abgeschworen, Alles, selbst Deinen Namen?"

— „Ich habe Alles abgeschworen, um meine Seele zu retten. Nun werde ich sterben und in den Himmel eingehen, wo ich für alle die Meinigen vorbitten werde, für Jene, welche nicht die Pfade des Herrn haben betreten wollen, für Jene, welche das Licht gesehen und die Augen von demselben abgewendet haben."

— „Nun, so wirst Du für Deinen Vater bitten, Kemal-Dahhes, für ihn allein, denn Deine arme Mutter, welche Dich so sehr liebte, und Deine so wackeren Brüder bedürfen Deiner Bitten nicht mehr."

— „Unglücksprophet, was sagst Du da? Komm, nähere Dich, sprich lauter zu mir. Solltest Du von dem schönen Orte kommen, wo ich meine Kindheit verbrachte, sprich mir von meinem Vater! wenn Du ihn siehst, so

sage ihm, daß ich viel gelitten, viele Thränen vergossen habe, weil ich sein Antlitz nicht mehr schauen konnte, aber daß ich als frommer Christ und wackerer Rittersmann starb. Greis! warum weinst Du so bitterlich? Ehrwürdiger Mann, reiche mir Deine Hand, lasse mich Deine Züge genauer betrachten — —"

Der Greis strengte sich vergeblich an, aus Mitleid mit dem jungen Mann, jenen Ausbruch, den die Natur gebieterisch verlangte, in die Tiefe seines Herzens zurückzudrängen, aber vergebens. — Vater und Sohn stürzten sich in die Arme und verschwendeten an einander die zärtlichsten Ausdrücke der Liebe und des Schmerzes. Nachdem er seinem Vater seine mannigfaltigen Schicksale erzählt hatte, theilte ihm dieser alle jene Unglücksfälle mit, welche ihn und sein Haus seit des Sohnes Flucht getroffen hatten. — —

Noch ruhte Alles im Lager; es war die feierliche Stunde, in welcher die Kranken, um ihr Leben auszuhauchen, nur mehr den ersten Strahl des Tages erwarten. Ismael hielt, vor seinem Sohne knieend, eine halb mit Wasser gefüllte Tasse, den letzten Rest des Vorrathes für den Tag, in seinen Händen. Von Zeit zu Zeit bot er ihm einige Tropfen an, oder begnügte sich den Rand seiner Lippen damit zu befeuchten. Die sanfte Ergebung des Kranken und die Gluth, mit welcher er zum Herrn betete, flößten diesem unglücklichen Vater Gefühle einer neuen Art ein. Seine Seele war von Schmerz zerrissen, aber er hatte noch die Kraft, den zu bewundern, welchen er beweinte.

— „Kemal-Dahhes! Theures Kind meines Herzens, derselbe Gott erschuf uns Alle, derselbe Gott wird uns Alle in seinem ewigen Heiligthume empfangen!"

— „Mein Vater! Gefiele es Gott, daß es so geschehe, wie Du sagst; aber die Christen werden um den Thron des Ewigen sitzen und die Schüler Mohameds werden von seinem Angesichte ausgeschlossen sein."

— „Du zerreißest mir das Herz, mein Sohn, lasse mir wenigstens die Hoffnung, Dich im Paradiese wieder zu sehen. Ich habe so vieles in dieser Welt Deinethalben gelitten, warum sollte mir der Herr nicht erlauben, an Deiner Seite auszuruhen?"

— „Ach! Das, was Du hoffest, kann nicht sein.

Jesus Christus, der Sohn Gottes, welcher Mensch wurde, um das Menschengeschlecht zu retten, wird Jene in den Abgrund der Hölle zurückstürzen, welche sich unter der Fahne Mahomeds schaaren werden, denn Mahomed ist nur ein Betrüger."

— „Aber," erwiederte Ismael, „wer wird mir sagen, welches der Pfad des Heiles auf dieser Straße ist, welche von allen Seiten die dichtesten Finsternisse einhüllen?"

— „Ich! ich werde ihn Dir kennen lernen, diesen Pfad des Heiles, denn seit langer Zeit haben meine Augen die Leuchte des Glaubens flammen gesehen und jetzt sehe ich schon einen lichtglänzenden Himmel sich vor mir öffnen. Mein Vater, hörst Du nicht in Deinem Herzen eine Stimme, welche Dir zuruft an Dein Heil zu denken?"

— „Oh, mein vielgeliebter Sohn, mein Kemal-Dahhes! Deine Stirne scheint mir im himmlischen Glanze zu strahlen. Jedes Deiner Worte hallt in der Tiefe meiner Seele wieder und verbreitet Zweifel in derselben. Mein Geist ist verwirrt, ich weiß nicht, was ich wünsche, ich kann das, was ich empfinde, nicht erklären. Mißbrauche meine Schwachheit nicht!"

— „Vollende, vollende, mein theurer Vater, denn ich sehe, daß die Strahlen der Gnade Dich zu durchdringen anfangen. Höre auf, Dem einen eitlen Widerstand entgegenzustellen, welcher Dir die Hände entgegenstreckt; ahme mein Beispiel nach, Gott ermahnt Dich dazu durch meinen Mund. Preise, preise Gott den Herrn, wenn der Geist der Wahrheit gekommen sein wird, wird er Dich alle Wahrheit lehren! Komme, o heiliger Geist! erfülle mit Deiner Gnade diesen armen Greis, und entzünde ihn mit dem Feuer Deiner göttlichen Liebe! Glücklich, Herr, glücklich Jene, welche in Deinem Hause wohnen, sie werden Dich die ganze Ewigkeit hindurch preisen! Die Gerechten werden vor der Sonne in dem Königreiche ihres himmlischen Vaters glänzen. Gott, der Herr, wird sie erleuchten, und sie werden ewig herrschen."

— „Mein Sohn, Deine Frömmigkeit rührt mich und Deine Worte überzeugen mich, was verlangst Du von mir?"

— „Ein großes Opfer, mein Vater, aber es wird Dein Heil und Deine Tröstung ausmachen. Dann wer-

den wir uns wahrhaftig vereinigen, um das künftige ewige Leben zusammen zuzubringen. Glaube den Worten eines Sterbenden, denn mein Herz ist noch hier bei Dir, aber mein Geist ist schon bei Gott."

— „Wohlan, Dein Wille geschehe, mein Sohn, ich werde Dich nicht mehr verlassen."

— „Gelobt sei Gott! komme, mein Vater, wiederhole meine Worte, sage mit mir: „Ich bin ein Christ!"

— „Ja, mein Sohn, ich bin ein Christ, und bete keinen andern Gott an, als den Deinigen."

— „Und ich taufe Dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Kemal-Dahhes goß über das Haupt des Greisen die letzten Tropfen Wasser aus, die in seiner Tasse blieben und das Opfer war vollbracht.

Wenige Tage nach den Ereignissen, die ich so eben erzählt habe, bedeckte sich das Meer mit stolzen Schiffen, und man hörte von Weitem fröhliche Fanfaren, es war das Heer des Grafen von Anjou, welches endlich anlangte. Von Gesundheit, Jugend und Glaubenseifer erfüllte Männer sprangen an das Gestade, wo ihrer die in düsteres Schweigen versenkten Brüder warteten. Der König Ludwig war todt, die Pest hatte auch ihn ebenso wenig verschont, wie die tapferen Offiziere seines Heeres.

Ismael Erreian war in seine Einsamkeit zurückgekehrt und lebte noch einige Monate in Mitten seiner Nachbarn und die Verehrung, welche sie ihm zollten, war so groß, daß es ihm gelang, nicht wenige derselben zu dem wahren Glauben zu bekehren.

Die sechste Nacht.

An Marie.

Ich habe vor längerer Zeit ein junges Mädchen, beiläufig in Deinem Alter, gekannt. Sie hatte in der heiligen Taufe den Namen Maria Johanna erhalten; aber da sie ein so schönes Haar von seltener Helle besaß, so gab man ihr noch in Mitten der Wiegen-Zärtlichkeiten den Zunamen Blondinchen; und jetzt, wo sie schon ein junges Mädchen war, welches das, was sie that, Gutes oder Böses, schon verstand, nannte man sie noch Blondine und sogar Blondchen, hauptsächlich wenn sie sich sanft und gut benahm, wie man die Kinder, welche man liebt, zu sehen wünscht.

Dieses Blondchen hatte, wie Du, Marie, Alles, was ein junges Mädchen sich nur wünschen kann, um glücklich zu sein; das heißt, ihre Eltern liebten sie herzlich und sie war durch die Bemühungen derselben vor allen Entbehrungen des Lebens, denen so viele arme Kinder ausgesetzt sind, vollkommen geschützt; alle die, welche sie umgaben, waren ihre Freunde, und sie genoß endlich einer starken Gesundheit, die sie bisher nicht ein einziges Mal verlassen hatte. Wenn ihr Gott die süße Anhänglichkeit einer Schwester versagt hatte, so war ihr doch von der Natur eine ähnliche beschieden. Blondchen hatte einen viel älteren Bruder; denn derselbe studierte schon im Collegium in der Hauptstadt des Landes, und liebte sie so sehr, wie ich Dich liebe; ich brauche Dir wohl nicht mehr zu sagen. Er hieß Karl; er war ein etwas hoch aufgeschossener blasser Junge, aber gut, fleißig und schon ernster Natur. Blondchen fühlte außer ihrem schwesterlichen Gefühl noch eine wahre Ehrfurcht für ihren Bruder, welche ihren Ursprung in mehreren guten Dingen hatte; so zum Beispiel waren sie niemals zusammen an einem Armen vorbeigegangen, ohne ihn zu beschenken; dann hatte sie ihn, seitdem sie denken konnte, immer Samstag

wie Montag rein und nett gesehen (was sehr viel bei bei einem Studenten ist, wenn es auch unbedeutend erscheint), endlich hatte sie ihren Vater oft sagen gehört: „Karl hat nie gelogen." Du begreifst nun Blondchens Hochachtung für ihren Bruder.

Ich sagte so eben, daß dieses theuere Kind Alles in sich vereinigte, was Ihr bedürft, um glücklich zu sein, ich vergaß aber hinzuzufügen, daß sie auch etwas besaß, was sie sehr unglücklich machte. Und das, siehst Du, mein Kind, bringen wir Alle, kleine Knaben oder kleine Mädchen, mit uns auf die Welt. Dieses Etwas gleicht einer immer zu schweren Last und heißt unsere Fehler.

Alle unsere Anstrengungen sollen sich darauf beziehen, das Gewicht dieser Last zu vermindern. Je mehr uns dieß gelingt, desto leichter und fröhlicher schreiten wir im Leben dem Ziele aller Bestrebungen, aller Wünsche und Schritte — dem Glücke — zu. Nun denn, Blondinens ärgster Fehler war der Zorn; sie konnte nicht den geringsten Widerspruch erdulden. Bei dem ersten Hinderniß, das der Erfüllung ihres Wunsches hemmend in den Weg trat, bei der ersten Verweigerung, die man einem von ihr ausgesprochenen Verlangen vernünftiger Weise entgegenstellte, wurde sie kirschroth im Gesichte, weinte, schrie und litt am Ende sehr viel. So war Blondchen beschaffen. Da Dir nun Alles bekannt ist, so beginne ich meine Geschichte.

Es war gerade September, der Monat der Weinlese, welche sich immer für die studierende Jugend mit den Freuden der Ferien vereiniget.

Die Mutter Blondchens war zu ihrer Schwester gefahren, um die Weintrauben sich in Wein verwandeln zu sehen und dem schönen, dabei üblichen ländlichen Feste beizuwohnen; sie wollte anfangs ihre Tochter mit sich nehmen, aber diese hatte sich der Gunst, zu ihrer Tante gehen zu dürfen, durch viele Zornanfälle verlustig gemacht. Karl seinerseits verlebte seine Ferien an der Seite seines Vaters um so glücklicher, als er vier rühmliche Preise errungen hatte.

Die ihr als Strafe auferlegte Entbehrung des Vergnügens hatte aber durchaus nicht den erwünschten Erfolg gehabt; weit davon entfernt wurde Blondine, obschon sie die Abwesenheit ihrer Mutter sehr bedauerte, trotz aller

Ermahnungen ihres Vaters und der vortrefflichen Rathschläge Karls immer heftiger und ließ sich von ihrer Leidenschaft hinreißen. Eines Abends vor dem Schlafengehen, als sie ihrem Vater und Bruder eine gute Nacht wünschen wollte, fand sie dieselben im Garten ihrer Behausung. Sie saßen beide auf einer großen, grünenden Wiese. Herr D. erklärte seinem Sohne den Sternengang am Himmel nach Gottes allmächtigem Rathschlusse, und Karl hörte, voll Wißbegierde für die Wahrheiten dieser großartigen Himmelskörper erfüllt, mit Fassung und Andacht zu, indem er seinen Vater nur zeitweise durch verständige Fragen oder Bemerkungen, die anzeigten, daß er Alles wohl aufgefaßt habe, unterbrach. Das Mädchen empfing den väterlichen Abendkuß, und ging, ganz bedenklich über einige von ihrem Vater ausgesprochene geheimnißvolle Worte, ihr weißes Lager aufzusuchen, konnte aber keinen Schlaf finden. Den andern Morgen sehr zeitlich suchte sie ihren Bruder eiligst auf, und fragte ihn barsch, was er den Abend vorher am Himmel Wunderbares und Anziehendes gesehen habe. Karl antwortete ihr, daß er ihre Neugierde nicht befriedigen könne, daß diese ernsten Gegenstände ihr erst erblühendes Fassungsvermögen übersteigen würden, und daß sie davon nichts verstehen könnte. — Von Seite der kleinen Schwester Trotz, sehr augenscheinlicher Trotz, der einen hereinbrechenden Zornanfall verkündete. — Von Seite des großen Bruders Gleichgültigkeit, der eine ernste Miene annimmt und sich mit entsprechender Würde entfernt. Blondine hält ihn zurück, beherrscht ihre Aufwallung, und sich durch einen Kuß, den sie Karln gibt, ganz bekämpfend, fängt sie mit der zärtlichsten und einschmeichelndsten Miene von der Welt an ihn wieder zu befragen.

„Blondine, wenn ich Dir das sagen würde, was ich da oben zur Stunde sah, in der die versammelten Sterne für die, welche sie zu entziffern wissen, so glänzende Zeichen bilden, so würdest Du mir nicht glauben wollen.“

„Karl, der Vater sagt, daß Du nie gelogen hast.“

„Es ist wahr, aber das, was ich Dir mittheilen würde, ist so außergewöhnlich.“

„Ich werde es Dir glauben.“

„Und wird der gewöhnlichen Wahrheit so widersinnig vorkommen.“

„Ich werde Dir dennoch glauben."

„Daß ich fürchten müßte, meine Offenbarung —"

„Ich werde Dir glauben."

„Nun denn, ich bin entschlossen, höre also, und handle hernach nach Deinem Gutdünken. Gestern Abend habe ich dieses in der schönen Sprache, die man Poesie nennt, in der Tiefe des Himmels gelesen:

Wenn durch sechs lange Tage Blondchen, das hübsche Kind,
Ihren Zorn unterdrückt und sanft mit Allen ist und lind,
So bekömmt in der sechsten Nacht,
Eine Stunde nach Mitternacht,
Blondchen ihren Schutzengel zu Gesichte,
Hold lächelnd und gekrönt von himmlischem Lichte —
Welcher, vom Himmel steigend,
Ihre Aeuglein küßt, sich neigend, —
Wenn durch sechs lange Tage Blondchen, das hübsche Kind,
Ihren Zorn unterdrückt und sanft mit Allen ist und lind."

Das junge Mädchen, welches anfangs so zu sagen die Ohren aufriß, riß dann die Augen auf, um ihren Bruder anzusehen. Sie bat ihn, das Ganze zu wiederholen, was er auch gern that. Hierauf richtete Blondine, noch ganz betäubt, ihren Blick auf das Himmelsgebäude, beobachtete eine lange Pause und sagte endlich zu sich selber, als Schlußfolgerung einer Unzahl Gedanken, die ihr Gehirn erweiterten: „Nun, ich werde ja sehen."

„Du zweifelst, Schwesterchen," erwiederte Karl, der sie aufmerksam beobachtet hatte, „erinnere Dich jedoch, daß ich nie gelogen habe, und denke, daß Du mit etwas gutem Willen den Beweis meiner Aufrichtigkeit haben kannst."

Er verließ sie mit diesen Worten. Blondine, die allein geblieben war, wiederholte sich mehrere Male: „Sechs Tage! sechs lange Herbsttage. Das ist viel. Und doch, meinen Schutzengel, einen jener Engel, die man mir so schön, mit blonden Locken, einer glänzenden Stirne und blauen Flügeln schilderte, — sehen zu können, wie herrlich!" Und Blondine, die träumerisch geworden war, sann noch ein gutes Weilchen nach.

In der That, nicht wahr, Marie, sechs Tage sind in Euerem Alter ein undenklich langer Zeitraum. Hauptsächlich, wenn man am Ende derselben eine sehnsüchtig gewünschte Sache zu erreichen glaubt und ich bin gewiß, daß du wünschest, die Geschichte wäre schon bis zu der

verhängnißvollen sechsten Nacht vorgeschritten, an welcher sich in Blondinens Zimmer ein merkwürdiges Ereigniß zuzutragen hat. Nun denn, um Dich nicht lange schmachten zu lassen, übergehe ich schnell das, was mit Blondinen während dem vorgeht, und zaubere Dich mitten in die sechste Nacht hinein.

Es ist Nacht, das liebe Kind hat ihrem Vater und Karln, mit Letzterem einen ausdrucksvollen Blick wechselnd, gute Nacht gesagt. Sie hat ihr Gebet verrichtet und liegt nun in ihrem Bettchen. Es schlägt zehn, dann eilf Uhr, hierauf nach einer kleinen Ewigkeit Mitternacht, endlich aber — ein Uhr! Blondchen fühlt, wie ihr Herz heftig schlägt, ihre Augen strengen sich an, um die Dunkelheit zu durchdringen, ihr Ohr harrt aufmerksam eines Geräusches... — Nichts — nein, nichts! — Doch, ein Ton dringt an ihr Ohr! — Es ist die Salon-Uhr, welche die zweite Stunde schlägt. Blondchen kann aber trotzdem ihrer Hoffnung auf die Erscheinung nicht entsagen, sie wartet immer noch, und immer noch! — Und doch ist die fünfte Morgenstunde schon herangerückt; es ist Tag geworden, ohne daß der Schutzengel erschienen wäre. Dann fühlt sie, wie sich ihre ermatteten Augenlieder zu einem unzufriedenen Schlummer schließen und schläft ein, indem sie vor sich hin murmelte:

„Karl, Karl, du hast mich getäuscht!"

Den andern Tag sucht das junge Mädchen ihren Bruder nicht auf, aber als sie ihn erblickt, geht sie ihm kalt entgegen, und ohne ihm etwas zu sagen, schaut sie ihm so feierlich als möglich ins Antlitz. Auf diesen stillschweigenden Vorwurf erwiedert Karl:

„Dein Schutzengel ist Dir nicht erschienen, armes Schwesterchen, und trotzdem kannst Du noch immer auf meine Aufrichtigkeit bauen. Höre mich also noch einmal: Der Zorn ist bei Dir so zur Gewohnheit, ein so natürlicher Zustand geworden, daß Du Dich Deiner Abend-Anfälle am darauffolgenden Morgen nicht mehr erinnerst. Hast Du denn die ausdrückliche Bedingung, die der Schutzengel für sein Erscheinen festsetzte, vergessen? Den vierten Tag nach der Prophezeiung hast Du Dich gegen die gute Bertha wieder von einem Deiner kleinen Wuthanfälle hinreißen lassen, die sie schon so oft bis zu Thränen brachten, Du weißt es . . . Aber das ist für Dich so einfach,

daß Du am Abend nicht mehr daran dachtest; so zwar, daß Du es Dir nicht einmal während dieser Nacht des Harrens ins Gedächtniß zurückriefest, und heute noch seh ich Dich ganz geneigt, mich einen Lügner und Betrüger zu schelten. Ich könnte Dich durch einige Worte in das Tiefste der Seele beleidigen, Blondchen, es wäre nur eine verdiente Strafe; aber für dieses Mal ziehe ich es noch vor, Dir einen guten Rath zu geben; wenn Du ihn befolgen willst, so hoffe ich, daß Du Dich dabei glücklich fühlen und meine Aufrichtigkeit nicht mehr in Zweifel ziehen wirst, wenn Du mich, in einigen Tagen wieder versöhnt, umarmen wirst."

„Sprich, guter Bruder," sagte Blondchen mit gesenktem Haupte und indem eine Thräne aus ihren Augen auf die Hände Karls, der die ihrigen in den seinen hielt, fiel, „sprich, ich werde ihn befolgen."

„Wohlan! Blondchen," fuhr der unterweisende Bruder sanft fort, denn diese auf seine Hand gefallene Thräne hatte seine Stimme und sein Herz erweicht. „Erneuere die Prüfung, sechs Tage ohne Zornanfälle verleben zu wollen, und erwarte mit Vertrauen die sechste Nacht."

Damit Dir diese Geschichte nicht zu lang erscheine, meine gute Marie, so werde ich die nun folgenden sechs Tage wieder vorbeigehen lassen, ohne zu erzählen, was während derselben vorgegangen ist. Du wirst nur mit mir bemerken, daß Blondchen sich vom ersten bis zum letzten Tag fortwährend sanft und gut verhielt. Die verständigen Worte ihres Bruders und die Hoffnung, den Schutzengel zu sehen, vereinigten sich in ihrem Geist, um sie auf diesem guten Weg zu erhalten. Ich will nicht behaupten, daß es ihr anfangs nicht schwer fiel, ihrem Charakter so plötzlich strenge Zügel anzulegen, und diese garstige Gewohnheit zu besiegen; aber da sie es wollte, so wie man das, was uns besser macht, wollen muß, so kann ich Dich versichern, daß ihr die drei letzten Tage keine Anstrengung mehr kosteten, und daß das ganze Haus sie dann so sah, wie man sie immer zu sehen so sehr gewünscht hatte.

Nun sind wir endlich an der sechsten Nacht. Alles schläft in der Wohnung des Herrn D.. oder scheint zu schlafen. Die Mitternachtsstunde, diese Stunde, welche den schlechtesten Ruf vom ganzen Zifferblatt besitzt, hat

ruhig ihre zwölf Schläge geschlagen. Blondine, mit sich selbst zufrieden, erwartet in der Reinheit ihres Herzens die himmlische Erscheinung. Plötzlich öffnete sich die Thüre und ein helles Licht erleuchtet Blondinens Zimmer. Zwei Arme drücken sie an ein Herz, das lebhaft schlägt, Küsse voll Liebe folgen einander schnell auf ihrer Stirne, auf ihre Augen, und das bekehrte Kind erkennt ihren Schutzengel — indem sie ihre theure Mutter umarmt.

„Du, Du! Mutter," sagte sie endlich, „o Du kannst mich nun wohl umarmen, frage Karl, oder warte vielmehr, damit ich Dir selbst Dein neues Kind zeigen kann, welches sanft und gut wie Du ist."

„Ich weiß Alles," sagte die beglückte Mutter, „was Du Karln verdankst und was Du ihm an Anhänglichkeit wieder vergelten mußt. Nun aber schlafe, Blondine, denn morgen führe ich Dich zur Weinlese."

Du kannst Dir denken, ob Blondchen glücklich war! Du erräthst wohl, daß Alles von Karl in dem Sinn, seine Schwester zu bessern, so erfunden war. Er selbst hatte die Verse gemacht und hat seiner guten Mutter einen pünktlichen Bericht über Blondinchens Zornanfälle täglich geliefert. Er wußte es, der junge Philosoph, daß unser sichtbarer Schutzengel hierorts unsere Mutter ist. Er wollte es seiner Schwester begreiflich machen.

Du siehst, daß ihm Alles gelungen ist. Als es Tag geworden war, ging Blondine alsogleich, ihren Freund, der ebenfalls ganz glücklich war, aufzusuchen und ihm zu danken. Er ordnete schon, unter ihren Augen, die gewöhnliche Tagesbeschäftigung für die noch übrigen Ferientage, als Vater und Mutter in das Zimmer traten.

„Willst Du nicht mit uns die Weinlese mitmachen," sagte seine Mutter, „die Herbstnatur ist so schön! Du liebst außerdem derlei Ausflüge sehr."

Karl sah seine Mutter mit einem Lächeln an, das eine Einwilligung enthielt, dann richtete er seinen Blick auf den Vater.

„Herr Doktor," sagte dieser, indem er ihm die Hand drückte, „gehen Sie immerhin in die Weinlese; Sie haben eine merkwürdige Kur gemacht. Sie bedürfen nun etwas der Erholung." — —

Die Sucht nach Unabhängigkeit.

I.

Ein Jüngling von beiläufig fünfzehn Jahren, dessen hoher Wuchs eine sein Alter übersteigende Stärke, und dessen Blick eine nicht gewöhnliche Kühnheit verrieth, saß auf der Brüstung, welche den Lauf der Ajot in Brest begränzt. Den Ellbogen auf einen Bündel mittelst eines Riemen zusammengehaltener Bücher gestützt, mit den Füßen in den Abgrund schlänkernd, warf er mit zerstreuter Hand in das zu seinen Füßen brausende Meer einige Trümmer von der Mauer, an die er gelehnt war. Neben ihm stand ein anderer, blasser, magerer und verunstalteter Bursche, welcher kaum die Kinderschuhe abgelegt zu haben schien, wenn seine schon ausgeprägten Züge seinem armseligen Aeußeren nicht widersprochen hätten. Paul Minart war in der That nur um ein Jahr jünger als sein Bruder Franz, aber da er weniger Kraft, Kühnheit und Willensstärke besaß, so war es ihm zur Gewohnheit geworden, in Allem den Rath desselben zu befolgen. Nicht etwa, als ob Paul so schwach gewesen wäre, als er aussah: seine schwache Hülle verbarg im Gegentheil eine zähe Lebensstärke und eine Kraft der Trägheit, die man bei viel Aelteren nicht leicht gefunden hätte; aber er hatte eine biegsame, fremden Entschlüssen willig folgende Natur, er schlug den ihm gezeigten Weg aus Faulheit ein, damit er sich nicht selbst erst einen andern suchen dürfe; er war außerdem seinem Bruder, für den er eben so viel Bewunderung als Freundschaft hegte, überaus ergeben und fühlte einen Stolz, ihm in Allem, wie der Soldat seinem General, zu folgen.

Sie waren am Wege in die benachbarte Schule und warteten ab, bis die Stunde schlüge.

Plötzlich erhob sich Franz rasch, indem er in Ausrufungen der Bewunderung verfiel und die Hand gegen die Rhede ausstreckte.

„Sieh, sieh! kleiner Paul," rief er, „die Lehrcorvette macht sich segelfertig."

Das von dem Studenten bezeichnete Schiff lichtete in der That die Anker; die Segelstangen und die Mastkörbe waren mit Schülern der Marineschule besäet. Die Segel entfalteten sich, eines nach dem andern, sie begannen in der frischen Luftströmung lustig anzuschwellen, und bald schwebte die Corvette mit der Leichtigkeit einer Meerschwalbe auf den Wellen. Von allen Schauspielen, die dem menschlichen Geiste Interesse einflößen können, ist vielleicht keines dem zu vergleichen, welches ein manövrirendes Schiff auf ruhiger See mit günstiger Brise und der vaterländischen Fahne auf seiner Spitze, bietet. Selbst die schnellsten und mannigfaltigsten Ausfälle eines Rennpferdes können keinen Begriff von dieser Schnelligkeit der Bewegungen, von dieser Koketterie des Ganges geben. Ein Schiff ist keine Maschine aus Holz, Leinwand und Tauwerk, wie man glauben könnte, wenn man es unbeweglich vor Anker liegen sieht; es ist ein von mehreren hundert Verstandeskräften belebtes, von mehr als hundert Leben lebendes Wesen, welches hören, sehen und durch den Mund der Kanonen sprechen kann. Die Corvette hatte soeben ihre Stimme hören lassen und strich an der Küste, eine lange Rauchwolke hinter sich lassend, vorbei. Franz hatte sich auf der Brüstung erhoben, indem er ein lustiges Hurrah ausstieß, als ihn das Schulglöckchen — seiner Herzensmeinung nach sehr zur Unzeit — seinem Entzücken entriß.

„Zum Teufel mit dieser alten Schelle!" rief der Student aus, indem er sich umwandte. „Sie muß sich immer dann hören lassen, wenn man sich gerade am besten unterhält! Ich wollte wahrlich, daß der alte Gelbhanns seine Glocke als Zierde um den Hals gebunden trüge."

Der Leser muß wissen, daß der Gelbhanns Niemand anderer als der Schullehrer war, ein vortrefflicher Mann, dem sein graues Haar und sein pergamentfärbiges Gesicht einen allgemein verbreiteten Ruf von Gelehrtheit verliehen hatte.

„Sieh!" fügte Franz hinzu, dessen Augen die Corvette nicht verlassen konnten, „wie sie segelt, nun neigt sie sich etwas auf diese Seite. — Wie schön ist es, Paul, wenn sie so auf den Wellen dahinfliegt."

„Wenn der Gelbhanns da wäre," sagte der Bucklichte, „würde er uns beweisen, daß Virgil von diesen Bewegungen im Meere gesprochen hat, er würde uns einen lateinischen Vers anführen."

„Sprich mir nicht vom Latein, das ist mein natürlicher Feind. Was kann mir das für einen Nutzen bringen, wenn ich Horaz zu erklären verstehe und weiß, daß die Römer das Oel von Venafra für die Brickensauce vorzogen!"

„Der Onkel will aber, daß wir unsere Studien machen," meinte Paul achselzuckend und mit einem tiefen Seufzer. Sein Bruder zuckte ebenfalls mit den Achseln, begleitete aber diese Bewegung mit einer verächtlichen Miene. „Weßhalb wäre denn der Onkel der Herr, uns nach seiner Laune zu leiten?" lispelte er. „Ist man ein Sklave, weil man noch keinen Bart trägt? — Ich will unabhängig sein."

Gewöhnlich fingen Franzens aufrührerische Launen mit diesen Worten an. Sei es nun, daß man ihm den Verlust von einem Sacktuche, einem Riß in den Beinkleidern, oder eine unverantwortliche Vernachlässigung der Studien vorwarf, gleich war er nach kurzem Kampf mit seiner Sucht nach Unabhängigkeit da. Die Erfahrung hatte ihn noch nicht die Nothwendigkeit der Unterwerfung gelehrt und er betrachtete jeden Zwang als einen Angriff auf seine Freiheit. Dieses Bedürfniß, nur seinen eigenen Wünschen zu gehorchen, verwickelte ihn aber, wie natürlich, in Seelenkämpfe, welche ihn jeder Ruhe, jeder Freude beraubten; doch weit entfernt in seinem Mangel an Nachgiebigkeit die Ursache dieser inneren Unzufriedenheit zu suchen, klagte er vielmehr seinen guten Lehrer, seinen aufopfernden Onkel der Tyrannei an und fand in den Leiden seines Seelenkampfes nur eine Anregung zur Erlangung seiner „Freiheit."

Sein Bruder Paul, friedlicheren Sinnes als er, hätte sich ohne große Mühe dem stummen Gehorsam zugeneigt; aber er schloß sich dem Aufstande seines Bruders aus blinder Nachahmungssucht an. Er war eine Art gleichgültiger Pylades, der immer seinem Orestes nachlief, damit er nicht gezwungen sein sollte, selbst seinen Weg suchen zu müssen, und theilte gelegentlich dessen Abentheuer, ohne sie gesucht noch auch gefürchtet zu haben. Als er hörte,

wie Franz seine Unabhängigkeit in Bezug auf die Schule des Gelbhanns geltend zu machen suchte, begriff er gleich, daß eine Schilderhebung gegen das Latein stattfinden würde und wartete, seine Bücher, die er schon unter den Arm genommen hatte, wieder niederlegend, die Kriegserklärung ab.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. Die Glocke hatte zu läuten aufgehört; Franz wand den Kopf mit der verächtlichsten Entschlossenheit nach der Schule.

„Sie mögen immerhin Hirtengedichte erklären, alkaische Verse abmessen,“ sagte er, „ich will frische Luft einathmen, kleiner Paul, und den Schießübungen der Corvette beiwohnen.“

— „Wohnen wir den Schießübungen bei, Franz,“ entgegnete Paul im Tone philosophischer Gleichgültigkeit.

— „Der Gelbhanns mag sich ärgern, wenn es ihm beliebt,“ fuhr Franz fort, „mir liegt eben so viel an seinem Zorn, wie an einer ausgedrückten Pomeranze; und was den Onkel betrifft, und wenn er mich aller Freiheit berauben will, so tapeziere ich unser Stübchen mit den Blättern meines Virgil aus und gebe Manon die Lehrbücher, um die Hühner an ihrem gelehrten Feuer zu braten.“

„Du kannst ihr auch den meinen geben,“ fügte Paul mit ruhiger Entschlossenheit hinzu.

„Gehen wir nach Postren hinunter, da sehen wir das Ding besser; und wenn die Corvette fertig sein wird, können wir Krabben fischen, um sie gelegentlich in des Gelbhanns Taschen zu stecken.“

Paul ergriff den Riemen, der seine Bücher zusammenhielt, und sie auf seinen Höcker wie einen Tornister werfend, folgte er ruhig seinem Bruder.

Sie gingen gegen den Abhang zu, welcher längs den Basteien des Schlosses hinläuft.

„Die Anderen sind nun daran, die Schönheiten des absoluten Ablativus zu fühlen,“ sagte Franz lachend, „ich spotte der Grammatik, dieses ganzen Geschwätzes und des Gelbhanns; — es gibt kein Vergnügen ohne Freiheit! — — Nun werden wir uns wie Männer unterhalten, kleiner Paul.“

„Unterhalten wir uns,“ antwortete dieser, indem er einen gleichgültigen Blick um sich herumwarf.

In diesem Augenblick ging eine Schaar junger Leute

vorüber, die zur Schiffsjungenkompagnie gehörte. Bei Pauls Anblick hielten sie spottend an.

„Entschuldigt," sagte Einer von ihnen, „das ist ein spaßig konstruirtes Fahrzeug, es trägt die Ankerbalken am Rücken."

„Siehst du nicht, daß es ein Schleichhändler ist," fügte ein Anderer hinzu, „er hat einen geschwärzten Zuckerhut zwischen den zwei Schultern."

„Geht Eueres Weges, Matrosenungeziefer," sagte Franz, der nicht leiden wollte, daß man den kleinen Paul seines Gebrechens wegen verspottete.

Die Schiffsjungen sahen ihn verwundert an.

„Verzeihung!" sagte der Aelteste von ihnen, indem er seinen theerbeschmutzten Hut abnahm, „wünschen Euer Gnaden etwas, darf man Ihnen mit einem Fußtritt oder Faustschlag dienen?"

„Nimm das selbst im Vorhinein!" schrie Franz, indem er dem Schiffsjungen eine weithin schallende Ohrfeige versetzte.

Der junge Seemann trat zuerst erschrocken zurück, stürzte sich aber bald wüthend auf Franz, der ihn kräftig empfing. Durch eine natürliche Bewegung war Paul seinem Bruder zu Hilfe geeilt. Zwei Schiffsjungen fielen diesen an, und nun entspann sich ein allgemeiner Kampf.

Obschon die Zahl den Kampf ungleich gestaltete, so machten Franzens Behendigkeit und Kraft den Schiffsjungen den endlich unvermeidlichen Sieg lange unsicher. Endlich legten sich Vorübergehende in's Mittel. Man zwang die Schiffsjungen, sich zurückzuziehen, und die zwei Brüder blieben ganz zerschlagen und blutend in mitten ihrer Bücher und Hefte auf dem Kampfplatze zurück.

„Das ist ein schönes Vergnügen!" sagte Paul, der sich mit einer erbärmlichen Miene den Arm rieb. „Du hättest sie vorüberziehen lassen sollen, Franz, statt den Streit zu beginnen."

„Warum haben sie sich über Dich lustig gemacht?" entgegnete Franz, noch immer höchst entrüstet. „Steht es einem etwa nicht frei, bucklig zu sein . . . Sie sollen nur wieder kommen, und ich versetze ihnen mehr Faustschläge, als sie Bohnen in ihrer Mittagsration erhalten. Ich werde es nicht leiden, daß man uns tyrannisirt! Ich will unabhängig sein!"

Der kleine Paul wußte wohl, daß auf diese Rede nichts zu erwiedern war. Er putzte sich ab, säuberte sich vom Staube und fing an, seine Klassiker aus dem Flusse zu fischen.

Franz half ihm, sie zu sammeln, und beide gingen nach Postren hinab; aber als sie an das Ufer gekommen waren, hatte die Corvette wieder Anker ausgeworfen, das Meer war zurückgetreten und die Krabben verschwunden. Nach fruchtlosem Suchen mußten sie sich entschließen, nach Hause zurückzukehren, ohne irgend eines von den erwarteten Vergnügen genossen zu haben.

II.

Beim Anblicke Franzens und Pauls, die von den erhaltenen Schlägen halb entstellt nach Hause kamen, brach ihre Tante, die würdige Frau Durocher, in einen herzzerreißenden Jammer aus, und wollte wissen, was ihnen geschehen sei. Franz war aufrichtig, er erzählte Alles, ohne auch nur die geringste Reue kund zu geben, aber auch ohne etwas zu verhehlen.

Sein Onkel, der im Verlaufe der Erzählung eingetreten war, erklärte den beiden Brüdern, daß sie nicht mehr allein in die Schule gehen dürften und daß ihre Erholungsstunden auf acht Tage eingestellt würden. Man ließ sie die Kleider wechseln, denn Frau Durocher empfing an diesem Tage Gäste, unter denen sich Herr Livel, Kommandant der Fregatte „Fortuna," die in Kurzem die Segel lichten sollte, befand.

Als sie in den Salon traten, fanden sie schon die Gäste versammelt, und sie verstanden bald durch die halb strengen, halb spöttischen Blicke, die ihnen zugeworfen wurden, daß ihr Streich erzählt worden war.

Der Kapitain Livel ließ ihnen übrigens keinen Zweifel in dieser Beziehung, denn er nahm Franz beim Ohr und sagte: „Du bist es also, der hinter die Schule läuft und die Schiffsjungen Seiner Majestät prügelt? — Zum Kuckuck, Sie sollten mir den Jungen an Bord geben, Herr Durocher, weil er die Unabhängigkeit so sehr liebt."

„Ich habe es schon öfter verlangt," erwiederte Franz kühn, „aber mein Onkel behauptet, daß nur die Dummköpfe und Taugenichtse Seeleute werden."

„Wie, wie ist das?" rief Kapitain Livel aus.

„Das ist wieder so eine alberne Rede dieses Jungen —" unterbrach ihn Durocher verlegen.

„Der kleine Paul mag sagen, ob es die Wahrheit ist."

„Es ist die Wahrheit," antwortete der Bucklige.

Der Kapitain, der einen Augenblick beleidiget schien, brach dann in ein kräftiges Lachen aus. „Gehet," sagte er, „ich sehe, daß wir bei den Landratten in keinem besseren Ruf stehen, als sie bei uns. Alles zum Besten, übrigens, Jeder halte auf seine Mütze. Aber, wenn Sie einmal fänden, Herr Durocher, daß dieser Junge genug Untugenden zu einem Seemann besitzt, so schicken sie ihn mir, ich will mich gerne seiner Schiffserziehung annehmen."

Die Meldung, daß das Essen aufgetragen sei, brach das Gespräch ab, und bei Tisch unterhielt man sich mit anderen Dingen.

Der Kapitain Livel war viel gereist und wußte von dem, was er gesehen hatte, angenehm zu erzählen. Er gab mit beißender Eigenthümlichkeit komische oder schreckliche Abentheuer, deren Held er gewesen war, zum Besten.

Franz vergaß auf das Essen — ein Fall, der sonst bei dem jungen Manne selten einzutreten pflegte — und wagte kaum aufzuathmen, aus Furcht, den unermüdlich erzählenden Kapitain zu stören.

Als er sich des Abends mit seinem Bruder allein befand, sprach er nur von dem Glück zu reisen und von dem Entschluß, den er gefaßt hatte, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um Abentheuer zu erleben. Paul billigte Alles, um die Bekenntnisse seines Bruders abzukürzen und dann ruhig schlafen zu können.

Herr Durocher hatte indessen sein über die beiden Sünder verhängtes Urtheil nicht vergessen. Gleich den anderen Morgen wurden die beiden Brüder in ein Zimmer gesperrt; sie verließen dasselbe nur um in die Schule geführt zu werden und wurden gleich nach den Schulstunden wieder in ihr Gefängniß zurückgebracht.

Sechs Tage verflossen so in vollkommener Abschließung. Der siebente war ein Feiertag. Die Sonne blitzte im Hofe und die Sperlinge sangen lustig auf den Kaminen. Franz besah sich, das Gesicht an die Fensterscheiben gelehnt, das Stückchen blauen Himmel, welchen ihm die Dächer noch zu betrachten erlaubten, indem er mit einer

Art Wuth bedachte, daß dieser prächtige Tag für ihn verloren ginge.

Nach langem Stillschweigen, während dem seine Wünsche und sein Zorn zugenommen hatten, schlug er mit der Faust an's Fenster und sagte: „Das kann so nicht dauern! ich bin am Ende kein Galeerensträfling, daß man mich so einsperrt, — — kleiner Paul, wir müssen frei sein, und um das zu werden, müssen wir Seeleute werden!"

„Seeleute werden," wiederholte Paul in gewohnter Weise.

„Ja; auf dem Meere gibt es weder einen Onkel, der Dich einsperrt, noch einen Gelbhanns, der Dir Strafaufgaben gibt, noch Polizeimänner, welche Dich verhindern Drachen steigen zu lassen, — die Seeleute sind unabhängig."

„Glaubst Du?" fragte der Bucklige.

„Hast Du nicht gemerkt, daß der Kapitain eine Miene hatte, als ob er gar nicht gewohnt wäre, sich zu geniren. Er hat den Madeira schlecht gefunden, dreimal Pudding verlangt, und alle seine Geschichten mit auf den Tisch gestemmten Ellbogen erzählt, was uns die Tante immer so strenge verbietet. Das ist ein freier Mann, dem zählt man die Butterbemmchen nicht vor. Es ist beschlossen, Bruder, wir müssen uns durch was immer für ein Mittel auf einem Schiff anwerben lassen. Da werden wir zum Mindesten keinen alten Zopf finden, der uns zwingt sein Latein in Pillenform hinabzuschlucken, und es wird Niemand da sein, der es wagen wird uns einzusperren, wenn der Himmel sein Sonntagskleid angezogen hat."

„Dann lassen wir uns anwerben, aber wie das anfangen?"

„Wir werden sehen."

Kaum hatten sie zu sprechen aufgehört, als die Thür aufging und Herr Durocher mit dem Kapitain Livel eintrat.

„He! rasch Junge!" rief dieser aus, „nehmt Eure Festtagskleider, ich führe Euch an Bord."

Die zwei Brüder machten erstaunte Gesichter.

„Der Kapitain, welcher morgen abreiset, will uns bewirthen," sagte Durocher; „er hat mich gebeten, Euch an seinem Feste theilnehmen zu lassen, und ich habe es

bewilliget; nur müßt Ihr bei Euerer Zurückkunft Eueren Arrest wieder beziehen."

„Verstanden," sagte Franz, als er sich allein mit seinem Bruder wußte. „Es hätte Jemand zu Hause bleiben müssen, um uns zu bewachen, und da nehmen sie uns mit, damit die Andern auf das Schiff gehen können; das ist eine selbstsüchtige Milde, aber was liegt daran, sie wird uns vielleicht zu etwas dienen."

Zwei Barken erwarteten die Geladenen bei der verabredeten Stelle, und in weniger als einer halben Stunde erreichten sie die Fregatte. Der Kapitain hatte einen glänzenden Empfang vorbereitet: das Schiff und die Mannschaft war in großer Parade; die Brücke mit Sandstein bestreut und das Hinteranstell mit einem Zelt, unter welchem ein Tisch gedeckt war, geschmückt. Die zwei Brüder waren verklärt, sie liefen das Schiff von allen Seiten ab, Alles mit der größten Neugierde betrachtend. Als sie in das Vorderanstell traten, befand sich Franz plötzlich dem Schiffsjungen gegenüber, dem er einige Tage vorher eine Artigkeits-Lection hatte geben wollen. Dieser erkannte ihn ebenfalls, und wurde verlegen; aber Franz sprach ihn lachend an, und bald waren sie in ein vertrautes Gespräch vertieft.

Der junge Student sprach von seinem lebhaften Wunsch sich anwerben zu lassen, und von seines Onkels Widerstand. Marsouin (das war des Schiffsjungen Zuname) erklärte, wie er seine Idee dem Onkel zum Trotze ausführen könnte, als man die zwei Jungen zum Frühstück holte. Als man den Tisch verließ, kam ein Offizier an Bord, der dem Kapitain Livel Depeschen brachte; sie befahlen ihm gleich die Anker zu lichten, um die Seeeinfahrt noch vor dem Anbruch des Abends zu passiren. Bei dieser Nachricht beeilten sich die Gäste Abschied zu nehmen, und man bemannte in der Eile eine Menge kleiner Fahrzeuge, um sie an's Land zu führen.

Paul und Franz wollten in den Kahn des Kommandanten steigen, als Marsouin ihnen ein Zeichen gab. „Seid Ihr entschlossen mit uns zu segeln?" fragte er die Studenten.

„Entschlossen," antwortete Franz.

„Nun gut, so geht in die Batterie hinunter und verberget Euch hinter den Koffern."

„Aber man wird uns suchen.“

„Ich übernehme Alles.“ —

Die zwei Brüder warfen sich einen Blick zu; sie zögerten einen Augenblick. Aber wie wir schon gesagt haben, Franz war ein entschlossener Jüngling, der nicht leicht einen Plan aufgab.

„Gehen wir hinab, kleiner Paul,“ sagte er mit bewegter Stimme.

„Gehen wir,“ wiederholte Paul.

Und Beide verschwanden.

Herr Durocher, der indessen in des Kommandanten Jacht Platz genommen hatte, fragte nach seinen Neffen.

„Ein gerad gewachsener und ein buckliger Junge?“ fragte Marsouin.

„Ja wohl.“ —

„Sie haben sich so eben in dem großen Kahne eingeschifft, sie werden vor Ihnen landen.“

Herr Durocher wollte sich von der Wahrheit dieser Aussage überzeugen; aber der große Kahn war schon entfernt, und der Kapitain beeilte die Abfahrt der Jacht. Der gute Onkel setzte sich deßhalb nieder und beschloß nach der Stadt zurückzukehren, wohl entschlossen, seinen Neffen eine neue Strafe aufzulegen, weil sie ohne ihn abzuwarten, fortgefahren waren.

Kaum hatten die Barken die Gäste an's Land gebracht, als sie wieder zur Fregatte zurückkehrten; der Anker wurde gelichtet und eine Stunde später war die „Fortuna“ in grauer Nebelferne verschwunden.

Erst des Abends und als man das feste Land aus den Augen verlor, krochen die zwei Brüder aus ihrem Versteck. Der Kapitain zeigte sich Anfangs sehr erzürnt; aber das Geschehene war nicht mehr gut zu machen. Es war nunmehr unmöglich sie auszuschiffen.

Franz schien übrigens auch ganz entschlossen die Glücksfälle des Seelebens mitzumachen.

„So bleibet denn,“ rief der Kapitain aus, „aber erinnert Euch, meine Lieben, daß Ihr nun zur Bemannung gehört; nehmt Euch daher wohl in Acht, wenn Ihr nicht mit der „neunschwänzigen Katze“ Bekanntschaft machen wollt. Geht Meister Floch aufzusuchen, er wird Euch eine Ration und eine Hängematte anweisen.“

III.

Meister Floch betrachtete sich die Neuangekommenen von Oben bis Unten, und zuckte mit den Achseln.

„Woher kommen denn diese Puppen, Marsouin?“ fragte er, sich gegen den Schiffsjungen wendend, der den zwei Brüdern das Mittel angegeben hatte, am Bord zu bleiben.

Dieser zog die Augen zusammen und nahm eine verschmitzte Miene an.

Meister Floch sah zuerst den Schiffsjungen, dann die beiden Brüder an.

„Das ist ein Anderes,“ sagte er, „dann muß man mit Handschuhen zu ihnen sprechen;“ und zu Paul sich wendend: „Du, Geschwollener, ich werde Dich an unsern Matrosenkessel hängen. Wenn wir übler Laune sein werden, kannst Du uns zur Erheiterung Deinen Höcker zeigen.“

„Ich möchte vom kleinen Paul nicht getrennt sein,“ bemerkte Franz.

Meister Floch wandte sich voll Verwunderung um: „Du möchtest,“ sagte er, „zum Guckuck, ein neu Angeworbener, der wie der Kommandant selber spricht — — höre Marsouin, entschuldige mich doch bei dem Herrn, hah, hah, hah, ist er drollig dieser Unabhängige —“

Der Matrose brach in ein fürchterliches Gelächter aus. Franz, ganz bestürzt, wollte eine Bemerkung machen, aber Meister Floch unterbrach ihn barsch.

„Genug geschwätzt,“ sagte er, „gehen wir in die Batterie hinab, ich werde Dir, was Dir gebührt, geben. Bedenke aber, Gelbschnabel, daß hierorts die Hunde und die Neugeworbenen keinen Willen haben; Marsouin wird Dir das verständlich machen, wenn er Dich die Schrubben handhaben lehrt.“

Dieses erste Gespräch enttäuschte Franz ein wenig in Bezug auf die Annehmlichkeiten des Seelebens; er war aber noch nicht am Ende. Die Seekrankheit überfiel ihn, aber wie arg auch seine und seines Bruders Leiden waren, Niemand gab darauf Acht. Marsouin allein kam zwei- oder dreimal, um ihre Hängmatten zu lösen, damit sie das Schwanken des Schiffes weniger fühlten, und bot ihnen ein Stück Speck an, dessen Anblick ihnen schon Eckel einflößte.

Gegen den dritten Tag nahm das Uebel indessen ab und sie konnten auf das Verdeck steigen. Sie gingen schon einige Zeit darauf herum, als Meister Floch sie sah und ihnen entgegen lief.

„Was macht Ihr da, hinfällige Meerkrebse?" sagte er barsch.

„Wir athmen frische Luft ein," antwortete Franz.

„Auf dem Hintercastell" —

„Warum nicht?"

„Warum nicht? Auswürfling! weil Du nur ein Hund von einem Angeworbenen bist, und hier der Platz der Offiziere ist."

„Das wußte ich nicht."

„Vorwärts Burschen, vorwärts, wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch im großen Mastkorb vom Winde die Seele aus dem Leibe schütteln lasse."

Die zwei Brüder gehorchten mit sehr wenig gutem Willen und setzten sich neben die Schiffswinde.

„Wie wäre es, wenn wir etwas essen würden, Bruder?" sagte Paul nach einigen Augenblicken des Stillschweigens. „Wir hielten drei Tage lang strenge Fasten und ich fühle mich einer Ohnmacht nahe."

„Essen wir also," entgegnete Franz.

Aber als sie sich im Speisesaale einfanden, antwortete man ihnen, daß ihre Rationen schon vertheilt seien und daß sie das nächste Mahl abwarten müßten.

„Legen wir uns wieder nieder," meinte Paul.

„Weißt Du nicht, daß sie uns die Hängematten weggenommen haben," entgegnete Franz.

„Zum Henker," murrte der Bucklige, „es scheint, daß man hier weder spazieren gehen, noch schlafen, noch essen kann, wenn es nicht gerade das Reglement befiehlt."

Franz antwortete nichts, aber er begann an der Unabhängigkeit der Seeleute am Bord der königlichen Schiffe zu zweifeln. Des andern Tags war es noch ein ganz Anderes: die zwei Brüder hatten Dienst. Sie mußten das Verdeck waschen, Wache halten, auf die Mastkörbe klettern und das Alles zur bestimmten Zeit, auf's erste Kommandowort. Franz weigerte sich, aber die neunschwänzige Katze that ihre Pflicht; dann widersetzte er sich und wollte die Schläge mit Zinsen zurückerstatten; da band man ihn aber an eine Kanone und peitschte ihn unbarmherzig.

Der Kapitain Livel hatte die beiden Brüder anfangs beschützt: bei den ersten Klagen hatte er sich damit begnügt, sie zu verweisen, indem er sie ernst zum Gehorsam ermahnte. Aber als er sah, daß sie in ihrer Halsstarrigkeit beharrten, was von schlechtem Beispiel sein konnte, da überließ er sie der ganzen Strenge der Schiffszucht. Daraus wuchs für Franz eine ununterbrochene Reihe von Strafen, von denen der kleine Paul seiner Seits auch seinen guten Theil erhielt. Oft bedauerten sie es dann, den wohlmeinenden Tadel ihres Onkels und die Pensa des Gelbhanns im Stiche gelassen zu haben. Aber Franz war zu stolz, um seinen Fehler laut zu bekennen; er schwor bloß, bei der ersten Gelegenheit der Peitsche des Meister Floch entfliehen zu wollen. Unglücklicher Weise war aber eine solche Gelegenheit auf hoher See schwer zu finden. Wenigstens hatte ihnen das harte Leben, welches sie führten, nur genützt und ihre Kräfte merkwürdig entwickelt. Franz war ein Mann geworden und selbst Paul, welcher der Breite nach zugenommen hatte, was ihm der Höhe nach abging, glich, mit Meister Floch zu sprechen, einem großen entmasteten Schiffe.

Der Kapitain Lioel hatte den Auftrag mehrere auf der Schiffskarte zweifelhaft gebliebenen Punkte zu erforschen und aufzunehmen. Seine Reise sollte mehrere Jahre dauern. Es waren schon ein Jahr und zwei Monate verflossen, seit die „Fortuna" auf der See war, als sie vor einer kleinen, wenig bekannten Insel außerhalb des Wendekreises Anker warf. Der Kapitain hatte auf derselben durch sein Fernrohr einen Fluß bemerkt, der sich ins Meer ergoß, und er beschloß daselbst Wasser aufzunehmen.

Die Schaluppe wurde daher ausgerüstet, und die zwei Brüder machten einen Theil der an das Land gesandten Abtheilung aus. Es war ausdrücklich verboten worden, das Ufer zu verlassen; aber Franz bekümmerte sich wenig um ein Verbot, wenn ihn ein Wunsch beherrschte. Er entwischte mit seinem Bruder in dem Augenblick, als Meister Floch die Wassergefäße transportiren ließ, und kletterte den Hügel, welcher das Innere der Insel verbarg, hinan. Sie fanden auf der anderen Seite ein tiefes eingeschlossenes von unbekannten Bäumen umgränztes Thal; sie verfolgten es eine Zeit lang; dann, von Neugierde gestachelt, erklommen sie einen andern Hügel, und drangen

in ein größeres von Bäumen und Flüssen durchschnittenes Thal ein. Sie wollten sich gerade zum Rückzug entschließen, als sie beim Einbiegen eines Tamarisken-Gebüsches plötzlich an fünfzig Hütten, welche halb unter den Bäumen versteckt waren, erblickten.

Bei diesem Anblicke hielten sie an, unentschlossen, ob sie vorwärts oder zurückschreiten sollten, aber bevor sie einen Entschluß fassen konnten, ließ sich ein Schrei hören, und sie bemerkten einige Schritte vor sich eine Wilde, welche ein Kind in den Armen hielt. Sie trug als einzige Kleidung einen kurzen geschürzten Rock, und eine Beschuhung von künstlich zugerichteten Leder-Riemen. Kleine Ringe hingen aus ihren Nasenlöchern. Ein breites Halsband aus verschiedenen Beeren und Feder-Armbänder vervollständigten ihren Schmuck.

Den Schrei, welchen sie beim Anblicke der zwei Fremden ausgestoßen hatte, war mehr ihrer Ueberraschung als der Furcht zuzuschreiben, denn, als sie dieselben unbeweglich sah, trat sie zu ihnen und richtete in einer unbekannten aber süßen Sprache das Wort an sie; sie ergriff ihre Hände und legte sie auf ihren Kopf.

Franz hätte sie gerne verstanden und ihr geantwortet; aber Alles, was er thun konnte, war, das Kind, welches das junge Weib auf die Erde gesetzt hatte, zu nehmen und es zu küssen.

Jedoch der Schrei war auch in den anderen Hütten gehört worden; bald waren die zwei Brüder von Frauen umgeben, die sie mit Erstaunen betrachteten.

Paul und Franz fühlten eine mit Neugierde vermischte Verlegenheit, aber was sie am Meisten in Erstaunen setzte, war, daß sie keine Männer sahen. Sie erhielten bald Aufschluß über diese Sonderbarkeit, indem sie von Außen einen großen Lärm vernahmen. Es waren die Krieger des Stammes, welche von der Jagd zurückkehrten.

Das Haupt des Stammes, welches man benachrichtiget hatte, trat alsobald in die Hütte, in welche man die beiden Brüder geführt hatte. Diese erhoben sich, unsicher was nun geschehen werde; aber er ließ sie nicht lange in der Ungewißheit. Denn er trat vor, eine Hand ausgestreckt, die andere auf die Brust gelegt und sprach mit unklarem und pfeifendem Tone einige Worte, die sie zu verstehen vermeinten.

„Gott stehe mir bei! er redet unsere Sprache!" rief Paul erstaunt.

„Ja, ja" erwiederte der Mann „Daniel Ovè; — Sohn Dumel's." Paul und Franz sahen sich an, ohne zu wissen, was er sagen wollte; es bedurfte großer Erklärungen von Seite des Mannes. Endlich glaubten sie zu verstehen, daß ein französischer Matrose Namens Daniel einmal auf der Insel gelandet sei; daß er mit einem Stamme, dem er große Dienste geleistet hatte, ein Bündniß geschlossen habe, dessen Haupt geworden und daß der Häuptling, der nun zu ihnen sprach, sein angenommener Sohn und Nachfolger sei.

Ovè fügte hinzu, daß der große Geist dem Caroucas hold gewesen war, weil er ihnen von Neuem zwei weiße Brüder schicke, die sie viele neue Sachen lehren und ihnen ihre Feinde bekämpfen helfen würden.

Er wandte sich nachher zu den Frauen und gab ihnen Befehle; diese gingen hinaus und kehrten bald mit Matten, welche sie auf die Erde ausbreiteten und Kürbissen voll gerösteten Fleisches, Früchten und gebratenen Fischen zurück.

Die zwei Brüder warfen sich Blicke zu und wußten nicht recht, ob sie das ihnen angebotene Mahl annehmen sollten oder nicht.

„Zum Teufel mit der neunschwänzigen Katze!" rief endlich Franz aus. „Ob wir nun gleich oder später zurückkehren, Meister Floch wird deßhalb unsere Blusen nicht weniger ausstauben: bleiben wir daher; die Gelegenheit mit Wilden zu spielen, bietet sich nicht alle Tag dar."

Sie setzten sich dem zu Folge auf den ihnen angewiesenen Platz und machten sich lustig an's Essen.

Ovè ließ ihnen einen Krug voll süßen, geistigen Saftes verabreichen und fing wieder von seinem Vater Daniel zu sprechen an. Er erzählte ihnen, wie sich dieser unter ihnen verheirathet habe und wie er jeden Tag wiederholte, daß die blassen Menschen weniger glücklich in ihrem Lande wären, als die Caroucas. Er rühmte ihnen mit dem Stolze aller Wilden die Fruchtbarkeit der Insel, welche an Früchten und Wild Ueberfluß hatte, die Geschicklichkeit der Weiber, weiche Betten aus Baumwolle zu verfertigen, und die unbeschränkte Freiheit, deren die Caroucas in den Wäldern genießen.

In dem Maße als die Krüge sich leerten, wurde seine Beschreibung glänzender und das Interesse der zwei

Brüder gesteigerter. Besonders auf Franz begann das Manioc-Getränk zu wirken, als Ovè sich an das junge Weib wandte, welches die zwei Fremden zuerst bemerkt hatte, und ihr befahl den Gesang der Caroucas hören zu lassen.

Sie legte das Kind auf den Boden, setzte sich neben dasselbe und ihre Hände mit Grazie auf die Knie legend, sang sie mit eintöniger aber süßer Stimme ein ziemlich langes und sehr langweiliges Lied.

Als dieß Weib zu singen aufhörte, erhob sich in der Hütte ein großes Beifallsklatschen. Franz, von dem süßen Tranke erhitzt, schrie lauter als alle Uebrigen, und sich zu seinem Bruder wendend, sagte er:

„Das sind glückliche Leute, Paul, sie können doch nach Laune schlafen, essen, trinken und spazieren gehen."

„Wenn wir also bei ihnen blieben?" meinte Paul berauscht.

„Um unabhängig zu sein!"

„Und um Meister Floch's Peitsche zu entgehen."

„Daran dachte ich eben."

„Laß uns Wilde werden, Hurrah, es leben die gebräunten Gesichter! Wir wollen echte Caroucas werden, damit die Erde unser eigen und wir unsere selbstständige Herren bleiben."

Als Ovè den Entschluß der beiden Brüder kannte, bezeigte er eine große Freude, so wie die Uebrigen des Stammes. Man brachte neue volle Krüge und das Gelage fuhr fort, bis alle bewußtlos auf die Matten niedersanken.

IV.

Als Franz und Paul am andern Morgen erwachten, war es schon hoch am Tage. Sie hatten anfangs Mühe, sich zurecht zu finden, aber nachdem sie ihre Gedanken gesammelt hatten, erinnerten sie sich an das, was geschehen war. Sie liefen, erschrocken über ihre Flucht, dem Ufer zu, hoffend, daß man Fahrzeuge, um sie aufzufinden, ausgeschickt habe; aber an dem Ankerplatz angekommen, gewahrten sie die Fregatte nicht mehr. Ein Gewitter, das während der Nacht aufgestiegen war, hatte dieselbe gezwungen das Weite zu suchen. Der Kapitain Livel versuchte einige Tage später sich der Insel zu nähern, aber ohne Erfolg; endlich fürchtete er die „Fortuna" durch einen längeren Auf-

enthalt in dieser Gegend zu gefährden, und dachte übrigens auch, daß es zu spät sei, den zwei Brüdern zu Hilfe zu kommen, die zweifelsohne schon zu Grunde wären, deßhalb beschloß er seinen Weg fortzusetzen.

Franz und Paul blieben, auf die Wiederkehr der Fregatte wartend, mehrere Tage am Ufer; aber nach Verlauf einer Woche verloren sie alle Hoffnung.

Das war für sie anfangs eine grausame Enttäuschung, denn trotz des Entschlusses, den sie im Zustande der Trunkenheit gefaßt hatten, und trotz der dem Ovè gemachten Versprechungen konnten sie sich doch an den Gedanken, ihr Vaterland nicht wieder zu sehen, nicht gewöhnen. Indessen ergab sich Franz, nachdem der erste Schmerz vorüber war, muthig in das Unvermeidliche. Es lag in dieser unbeugsamen Natur eine Thatkraft und eine Biegsamkeit, die ihn alle Unglücksfälle leicht ertragen ließen. Er versuchte sogar sich zu überzeugen, daß Alles zum Besten wäre.

„Im Ganzen genommen" sagte er zu Paul, der mit gesenktem Kopfe und schwerem Herzen in die See hinaus blickte, „konnten wir ja nicht länger am Bord leben. Der Kapitain war ein Tyrann und Meister Floch ein Flegel, den ich am Ende noch in einem gerechten Zornanfall getödtet hätte. Hier werden wir nach unserer Laune leben können, und das entschädigt uns für das Uebrige. Erinnere Dich dessen, was ich Dir immer gesagt habe, kleiner Paul, ich will unabhängig sein."

„Seien wir also unabhängig," sagte der Bucklige traurig. Und beide kehrten in die Hütte des Ovè zurück.

Franz erklärte ihm, daß er in ihren Stamm eintreten, und ihr Freund, wie ehemals Daniel sein wolle.

„Sehr gut; einer unserer Brüder wird gerade heute in den Kriegerstand aufgenommen," sagte Ovè, „unsere weißen Freunde werden also sehen, unter welchen Bedingnissen man sich zu dem Stamme zählen darf."

Franz und Paul sahen sich verwundert an.

„Ich fürchte mich, Bruder" sagte dieser halblaut, „daß sie uns bald die Beinkleider ablegen lassen."

„Wir müssen sie am Ende doch ablegen, wo willst Du denn neue finden, wenn die alten abgenützt sind," bemerkte Franz.

„Aber sie werden uns mit Oel, wie sich selbst bemalen."

„Das wird uns vor bösen Mücken und vor dem Meersand schützen.“

„Außerdem,“ entgegnete Ovè, der sie mit angehört hatte, „muß nicht jeder Caroucas seinen Bruder an der Art, wie er gemalt ist, erkennen?“

„Es sei,“ lispelte Paul, „aber ich hätte vorgezogen, daß die wilde Unabhängigkeit so weit ginge, uns die Beinkleider zu gestatten.“

Unterdessen versammelte sich der Stamm. Der junge Mann, welcher sich dem Kriegerstand widmete, wurde herbeigeführt und er nahm unter der Versammlung Platz. Sein Vater näherte sich ihm und hielt eine lange Rede, in der er ihm anempfahl, die Feinde tapfer zu bekämpfen, alle Schmerzen mit Geduld zu ertragen, um zu beweisen, daß er ein wahrer Caroucas sei; dann nahm er einen „Mancefenil (Raubvogel) und schlug damit seinen Sohn so lange, bis der Kopf des Vogels auf dem des jungen Mannes zerschellt war. Hierauf bewaffnete er sich mit schneidenden Zähnen eines Acouty und zerschnitt ihm damit die Haut auf jede Weise; dann rieb er seine Wunden mit dem „Mancefenil,“ den man in spanischen Pfeffer fast zerrieben hatte, und endete damit, ihn das Herz des Vogels essen zu lassen. Der junge Wilde hatte diese schrecklichen Qualen erlitten, ohne eine Klage auszustoßen. Hernach wurde er in ein Wollenbett gelegt, und sein Vater machte ihm bekannt, daß er nun fünf Tage strenge fasten müsse. Nach Verlauf dieser Zeit sollte er als Krieger ausgerufen werden und würdig sein, mit den Caroucas jagen und kämpfen zu dürfen.

Die zwei Brüder hatten diesen grausamen Ceremonien mit einer von Schreck und Erbarmen vermischten Neugierde zugesehen. Als sie zu Ende waren, sagte Ovè langsam: „Meine weißen Brüder haben nun gesehen.“

„Und man kann nicht ohne diese Proben in Eueren Stamm aufgenommen werden?“ fragte Franz.

„Nein,“ antwortete das Haupt des Stammes, „denn sie sind es, welche uns des Muthes der jungen Leute versichern. Feiglinge können niemals Caroucas werden.“

„Ich hätte mich wohl entschlossen die Malerei statt einem Beinkleid anzunehmen,“ murrte Paul, „aber mir meinen Buckel wie eine Stickerei zerschneiden und sie dann in eine pikante Tunke legen lassen . . . das ist ja

tausendmal ärger, als die neunschwänzige Katze des Meister Floch!"

Franz antwortete nicht, aber er war nachdenkend geworden.

Die zwei Brüder nahmen wenig Antheil an dem Feste, welches von den Verwandten des jungen Mannes mit ausnehmender Freigebigkeit gegeben wurde.

Sobald sie allein waren, sagte Franz zu Paul: „Wir werden unter diesen wilden Thieren nicht bleiben, Paul. Ich sehe es jetzt wohl, es ist überall gleich: in der Schule waren die Pensa und die Arreststrafen, am Bord die neunschwänzige Katze und hier wird die abgeschundene Haut mit Pfeffer gerieben. Weil man uns überall, wo wir Menschen finden, tyrannisirt und quält, so fliehen wir in die Wälder, Paul; die Erde, der Himmel und das Wasser werden uns das, was sie den Wilden bieten, auch geben. Zum Henker mit ihrem Stamm. Leben wir allein, um unabhängig zu sein."

Paul hielt zu viel auf seine Kleider, seine Haut und auf seinen schönen Buckel, um diesem Rath nicht gerne zu folgen. Sie verließen auch denselben Abend noch, als die Caroucas in der Trunkenheit lagen, das Thal. Sie klommen mehrere Hügelketten hinan, durchirrten mehrere Thäler, und kamen endlich, nach einigen Tagen, auf eine ausgebreitete Anhöhe, von der sie die ganze Insel, sowie das Meer überblicken konnten.

Diese Anhöhe war mit Bäumen, welche mit Früchten beladen waren, bedeckt; ein fischreicher Fluß durchkreuzte sie; die Igram und Manioc wuchsen da ohne alle Pflege. Die zwei Brüder dachten, daß sie keinen angenehmeren Ort mehr finden könnten. Dem zu Folge sammelten sie die trockenen Zweige von der Erde, dann die Blätter der Palmenbäume und bauten, so gut es ging, eine Hütte, um sich vor den Unbilden des Wetters zu schützen.

Was das Bett betraf, so stießen sie vier Pfeiler in den Boden, wie sie die Caroucas thun gesehen hatten, verbanden sie mit dem Geflechte der Baststauden-Rinde und bedeckten dieses grobe Lager mit Blättern und Baumwolle. Sie verfertigten sich in der Folge Pfeile aus Bambusrohr, mit starken Fischgräthen versehen und Bögen aus Palmenzweigen, aber es dauerte lange, bis sie sich derselben mit hinlänglicher Geschicklichkeit, um die Acouty's

oder die Vögel zu treffen, bedienen konnten. Glücklicherweise genügte ihnen der Fischfang, die der Erde entrissenen Früchte und Wurzeln zu ihrer Nahrung.

V.

Einige Monate verflossen auf diese Weise; Franz hatte Alles gethan, um dem Leben in der Wildniß Geschmack abzugewinnen, und sich zu überzeugen, daß die Freiheit, welche sie genoßen, zu einem vollkommenen Glücke genüge; aber trotz seiner Anstrengungen, bemächtigte sich doch seiner bald Trauer und Entmuthigung. Die Einsamkeit drückte ihn. Er hatte auch außerdem Leiden zu ertragen, die er nicht vorausgesehen hatte. Seine und seines Bruders Kleider zerfielen in Fetzen; sie hatten abwechselnd die Hitze des Tages und die Kälte der Nacht zu erleiden. Um ihrem Unglück die Krone aufzusetzen, trug ein Gewitter ihre Hütte davon. Der Fluß, aus dem sie gefischt hatten, trocknete ein, die Igram's gingen aus und des Hungers Zähne nagten grausam an ihnen.

Paul, der weniger stark als sein Bruder war, konnte so vielen Entbehrungen und Mühsalen nicht widerstehen; er wurde gefährlich krank.

Bis nunzu hatte Franz tapfer gegen das Elend gekämpft; aber als er seinen Bruder auf dem Blätterlager ausgestreckt sah, die Augen geschlossen, der Sprache beraubt, und fast ohne Athem, da verließ ihn sein ganzer Muth. Er setzte sich nieder, verbarg den Kopf in seine Hände und begann bitterlich zu weinen.

„Warum weinst Du, Bruder?" fragte ihn Paul mit Anstrengung.

„Weil es meine Schuld ist, daß Du hier bist," antwortete Franz.

„Sage das nicht," lispelte der Bucklige, „hab' ich nicht selbst Dir folgen wollen?"

„Nein, nein," entgegnete Franz mit einer Art verzweifelter Wuth, „aus Liebe zu mir bist Du mir überall hin gefolgt; weil ich Niemanden gehorchen wollte, haben wir Brest, dann die Fregatte verlassen. Ich hätte gerne einen Ort gefunden, wo man ganz frei leben könnte, aber nun sehe ich leider schon zu spät ein, daß es keinen solchen gibt. In der Heimath waren es Verwandte und Lehrer, oder Vorgesetzte, die unsere wohlmeinenden Gebieter waren;

hier ist es der Hunger, die Hitze, die Krankheit. Das, was ich für Unabhängigkeit hielt, ist nur Vereinsamung, und die Vereinsamung ist das Schlimmste aller Uebel. Wenn wir noch zu Brest, oder am Bord der „Fortuna," oder selbst bei den Caroucas wären, so gäbe es Hilfsmittel, um Deine Leiden zu lindern, während ich sie hier nur mitansehen und beweinen kann. O! warum hab' ich es nicht früher gefühlt, daß man in der Gesellschaft das an Schutz zurück bekommt, was man ihr an Gehorsam zollt!"

„Ich hatte das oft gedacht," stotterte Paul, „und jedesmal als Du wiederholtest: ich will unabhängig sein! glaubte ich Dich immer sagen hören: ich will für mich allein leben, und gegen die ganze Welt Recht haben. Aber wenn ich Dir meine Meinung gesagt hätte, so würdest Du geglaubt haben, daß ich mich weigerte, so zu handeln wie Du."

„Theurer Paul!" rief Franz aus, seinen Bruder in die Arme schließend, „wie soll ich das Uebel, das ich Dir zugefügt habe, wieder gut machen? Ach, warum kann ich Dich nicht in die Arme unserer Familie um den Preis meines Lebens zurückführen! — Mein Gott, hast Du denn kein Erbarmen mit denen, die bereuen?"

Er hatte noch nicht vollendet, als ein dumpfes Getöse sich in der Ferne hören ließ. Paul öffnete lebhaft die Augen.

„Hast Du gehört Bruder?" fragte er.

„Was?"

„Höre!"

Ein zweiter Donner erdröhnte von Neuem.

„Eine Kanone!" rief Franz, sich mit einem Satz wie toll vor Freude erhebend. „Ein Schiff, Bruder!"

Er hörte nicht mehr und stürzte sich an's Fenster der Hütte. Ein Schiff näherte sich in der That, mit vollen Segeln, seinen Kiel nach der Insel kehrend.

Ein Gedanke durchdrang Franzens Geist; er ergriff einen Feuerbrand aus dem Herd, und zu einem Haufen verdorrter Bäume, welche sich auf dem Gipfel der Anhöhe befanden, eilend, legte er Feuer an denselben. Bald schlängelte die von dem Winde begünstigte Flamme in Wirbeln um die dürren Zweige und erhob sich wie eine lange Säule. Zur selben Zeit gab Franz, der sich am Fuße der brennenden Bäume, troz der Gefahr, durch

ihren Fall erschlagen zu werden, gesetzt hatte, ein Zeichen um das andere. — Plötzlich wurden die Segel eingezogen, das Schiff hielt an und eine Schaluppe kam dem Lande näher. — Man hatte ihn bemerkt.

Franz lief in die Hütte, nahm seinen vor Fieber und Freude irre redenden Bruder auf die Schultern und eilte dem Meere zu, so schnell als es ihm seine Last erlaubte.

Als er das Ufer erreichte, war die Bemannung der Schaluppe schon ausgeschifft und näherte sich dem Hügel. Franz fühlte, wie ihm seine Füße den Dienst versagten; ein Schleier umgab seine Augen und hinderte ihn, die, welche sich näherten, zu unterscheiden.

Er hörte bloß Stimmen, einen Lärm von Tritten, er machte eine Anstrengung, um ihnen entgegen zu stürzen, und fiel athemlos und erschöpft zu ihren Füßen nieder.

„Gott verdamme mich, das ist Franz!" rief eine bekannte Stimme.

„Meister Floch!" seufzte Franz.

Und er wurde wieder aus Müdigkeit und Bewegung ohnmächtig.

Man hob die zwei Brüder auf, trug sie in die Schaluppe, von da in die Fregatte, wo sich Alles aufklärte. Franz erzählte seine Abentheuer, ohne etwas zu verhehlen. Was die Rückkehr der „Fortuna" in diese Gegend betrifft, so war sie keine zufällige. Der Kapitain Livel hatte nach vollbrachter Sendung bei der Insel wieder anlegen wollen, um wo möglich das Schicksal der beiden Brüder kennen zu lernen. Wir haben gesehen, wie augenscheinlich der gütige Himmel diese schwierige Nachsuchung begünstigt hatte.

Eine Pauls Zustande angemessene Pflege vermochte ihn zu retten, und er schiffte sich mit Franz gesund und wohlauf in Brest aus. Aber die Erfahrung hatte diesen Letzteren vollkommen von dem unbändigen Stolz und Unabhängigkeitstriebe gebessert, der ihn bisher so ungefügig gemacht hatte. Er wurde ebenso nachgiebig, als er früher widerspenstig und absprechend gewesen war, und wenn man vor ihm von Unabhängigkeit sprach, so pflegte er zu sagen: „Die wahre Unabhängigkeit besteht nur in dem schnellen Gehorchen der Pflicht."

Die Geschichte vom silbernen Herzen.

Im Verlauf einer Wanderung durch den westlichen Theil von Fife stieg ich eines Abends in die alterthümliche Burg von Culroß hinab, welche mit einer Reihe hoher Gründe, die hinter derselben aufsteigen, und auf welchen sich die alte Abteikirche und die Ruinen eines sehr schönen Wohnhauses befinden, in einem Thale längs des Seegestades liegt, und einst die Residenz der Herren des Gutes war. Als ich den nächsten Morgen das Gasthaus verließ, gewahrte ich, daß die Nacht stürmisch gewesen sein müsse, denn die Wellen der Forth wälzten sich noch mit bedeutender Heftigkeit an das Ufer, und zwar so drohend, daß die Stunde der gewöhnlichen Ueberfahrt auf der Fähre verzögert werden mußte. Da ich einmal beschlossen hatte auf die andere Seite des Ufers hinüberzuschiffen, blieb mir noch Zeit genug, vor der Abfahrt der Fähre jene alterthümlichen Ueberbleibsel, welche der Burg in den Augen der Reisenden fast ihre einzige Wichtigkeit verleihen, zu besichtigen.

Die Atmosphäre war im höchsten Grad geeignet, die Anziehungskraft dieser Gegenstände zu erhöhen. Es war ein düsterer Tag, fast von der Nacht nicht zu unterscheiden. Der Himmel entfaltete jene ausgesprochene Dunkelheit, welche so oft einem nächtlichen Gewitter folgt. Der See schien ein ausgebreitetes Bahrtuch, ausgenommen da, wo er von den schäumenden Wellen aufgeworfen war. Die Gassen und Fußsteige des kleinen Dörfchens zeigten durch ihre tiefen und kieseligen Risse, daß viel Regen in der Nacht gefallen sein müsse, und das Blätterwerk der Gärten und Wälder ringsherum, wie die Gemäuer der Häuser waren noch von Feuchtigkeit durchdrungen. Ich wurde von einem dazu bestimmten Führer in die Abteikirche geführt, welche in altgothischem Styl erbaut ist, aber erst kürzlich ausgebessert und für ein pfarrliches Andachtshaus hergerichtet wurde. Der so düstere Tag eignete sich

vollkommen dazu, die Umrisse der Aebte und Kreuzfahrer, welche auf den Steinplatten dieses alten Tempels eingehauen sind, zu besehen. In dem anliegenden Wohnhaus war noch viel mehr Stoff vorhanden, sich einem feierlichen Nachdenken hinzugeben. Culroß-Abtei, wie man dieses Gebäude nennt, wurde zu Ende der Regierung Karl II. und von einem berühmten Baumeister erbaut. Jedoch da ein frühzeitiges Vergehen in jugendlicher Blüthe ein rührenderer Gegenstand ist, als das allmähliche, naturgemäße Dahinscheiden des Alters, so bot dieser dachlose moderne Palast mit dem Mauerkraut, das sich aus seinen eleganten griechischen Fenstern schwang, einen traurigeren Anblick, als man von irgend einer Ruine aus grauerem Alterthum hätte erwarten können.

Die Geschichte, welche von dem Erlöschen einer modernen Größe und dem Verfall von einer noch kürzlich blühenden Familie handelt, wirkt unmittelbar und mächtiger auf die Sympathien, als jene von entfernteren und barbarischeren Größen, welche man auf den traurigen Zinnen einer Grenzburg oder auf einer alterthümlichen, nationalen Festung lesen kann.

Die Lage war auf einer hohen, den See überblickenden Terrasse gewählt worden, damit die Bewohner sich durch den immer wechselnden Anblick des Elementes und das beständige Zu- und Abfahren der Schiffe erheitern könnten. Nun war aber diese Terrasse ganz fruchtlos, wenn sie nicht dem Schiffer als eine Art Leuchtthurm bei Tage oder dem betrachtenden Reisenden als eine schöne Aussicht diente. Mit einem Gemüthe, das sich den melancholischen Gedanken hinzugeben im Stande ist, und von den betrachteten Gegenständen noch mehr bewegt wurde, ließ ich mich in ein sogenanntes Begräbnißgewölbe führen, das an der nördlichen Seite der Kirche einen Vorsprung macht und die irdischen Ueberreste der ehemaligen Herren von Culroß bewahrt. Ihre in schönen italienischen Marmor gehauene Bildnisse werden gezeigt. Bruce, seine Gemahlin und mehrere Kinder; es muß große Summen gekostet haben, um sich dieselben vom Festlande zu verschaffen, denn der Lord und seine Familie hatte im 17. Jahrhunderte gelebt, und damals wurde in Schottland solche Kunst noch nicht betrieben. Indessen hatten die Bilder und der ganze Begräbnißort ein vernachlässigtes, verwüstetes

Aussehen, wie es wohl bei den erhabensten Persönlichkeiten auf ihrem Ruheplatz, wenn ihr Stamm vergessen wurde oder ausgestorben ist, zu erwarten steht. In diesem düsteren Gemach des erbenlosen Todten, zeigte man mir an einer der Seitenwände einen altarähnlichen Vorsprung, auf welchem an der Wand dieß traurige, aber trefflich passende Wort: „Fuimus" („Wir waren") gemeißelt war. Unterhalb war eine Inschrift auf einer Metallplatte, welche angab, daß dieß die Ruhestätte des Herzens von Eduard Lord Bruce von Kinloß, ehemals Eigenthümer des fürstlichen Besitzthumes Culroß, sei, und daß die damit zusammenhängende Geschichte in „Guardian" erzählt, zu finden, und in der Geschichte des großen Aufruhres von Clarendon erwähnt sei. Das Herz, hieß es, läge in einer silbernen Kapsel von derselben Form, es habe hier geruht seit es, im Jahre 1613, zu schlagen aufgehört hat, ausgenommen, daß es im Jahre 1808, wo die Gruft ausgebessert wurde, für kurze Zeit aus der Zelle genommen worden war. Da ich mich noch vollkommen an die von Steel erzählte Geschichte erinnerte, welche in meinem Knabenalter einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, so betrachtete ich mit nicht geringem Interesse die letzte Behausung eines Gegenstandes, der sich so unmittelbar darauf bezog. Als ich mich in Gegenwart der wirklichen Membrane in vollkommen körperlicher Substanz befand, welche durch seine stolzen Leidenschaften die Katastrophe jener kläglichen Geschichte hervorbrachten, da schien es mir, als ob die Zeit verschwunden und zwei Jahrhunderte vernichtet worden wären. „Wie!" dachte ich, „das Herz Eduard Bruce's, das vor so langer Zeit mit jetzt fast schon unbekannten Gefühlen schlug, besteht noch und hier ist es aufbewahrt, als ob seine Freunde beschlossen hätten, daß so ein erhabener Gegenstand nie zu Grunde gehen sollte?" Diese Idee hatte so etwas durch und durch Bezauberndes an sich, daß es eine geraume Zeit währte, bevor ich den Platz verlassen oder zu anderen Gedanken, die sich auf die Gegenwart bezogen, zurückkehren konnte. Die ganze Scene um mich herum und der kleine vernachläßigte Burgflecken selbst, übten auf mich eine bezaubernde Macht aus, und ich setzte meine Reise nicht weiter fort, bis ich mir, durch die Ueberlieferungen der Bewohner die hauptsächlichen Bestandtheile der folgenden Geschichte gesammelt hatte. Nachdem

ich zu Hause angelangt war, nahm ich sichere Geschichts-quellen zur Hand und vereinigte die Ersteren mit den Letzteren, so, daß es ein Ganzes daraus wurde, und ich die Erzählung zum Besten geben kann.

Eduard Lord Bruce von Kinloß, der zweite, der diesen Titel führte, war der Sohn des ersten Lord, der in der Geschichte als dienstfertiger Minister des König Jakobs VI. während der letzteren Jahre seiner Regierung in Schottland merkwürdig ist. Er arbeitete mit dem Earl von Mar daran, seinem Herrn den Weg zur Nachfolge der Königin Elisabeth zu ebnen. Der junge Bruce fuhr fort nach dem Tode seines Vaters mit seiner Mutter an dem Hofe Englands in großem Ansehen zu stehen. Er war ein Zeitgenosse und Gespiele des Prinzen Heinrich von Wales, dem er in der Vollendung aller edlen Spiele und Uebungen fast gleich kam, während er, seines minder heftigen Charakters wegen, bei denen, die für den jugendlichen Königssprossen nicht eingenommen waren, beliebter war als der Prinz. Es gab vielleicht am ganzen englischen Hofe keine Persönlichkeit von größeren Hoffnungen und vorzüglicheren Eigenschaften als Lord Bruce.

Doch fand er in bloß äußerlichen Vorzügen gewiß einen Nebenbuhler an seinem Freund Sir George Sackville, einem jüngeren Sohne des Earl von Dorset. Dieser junge Edelmann, welcher der Enkel eines Dichters (Lord Buckhurst) und bestimmt war, der Großvater eines anderen (des Earl von Dorset, eines dichterischen Schmuckes am Hofe Karl XI.) zu sein, war einer jener freien und lustigen Geister, welche nach den Berichten der damaligen Schriftsteller die Straßen Londons bei Tag und bei Nacht durch ihre sonderbaren Possen und Zänkereien in einem beständigen Aufruhr erhielten. Sein Herz und Gemüth war von Natur aus gut, aber der Einfluß einiger minder unschuldiger Kameraden führte ihn stufenweise zu bösen Gewohnheiten; und so waren viele edle Fähigkeiten, welche den höchsten Beruf geschmückt hätten, in die niedrigsten Gewohnheiten verwandelt worden. Oftmals erregte es allgemeine Verwunderung, daß die reine und erhabene Natur des jungen Bruce die ruchlose Lasterhaftigkeit Sackville's ertrage; aber die, welche darüber erstaunt waren, hatten keine große Einsicht in die menschliche Natur.

Die Wahrheit ist, daß sich wirkliche Tugendhaftigkeit

oft vom Laster hinter's Licht führen läßt, und in demselben mehr Anziehendes, als in der ihr gleichartigen Güte findet. Der sanfte Charakter Bruce's hing an der wilden ungestümmen Natur Sackville's, als ob er in derselben Schutz und an ihr Behagen fände. Vielleicht lag auch in der frühzeitigen Vertrautheit, welche aus diesen verschiedenartigen Naturen Freunde machte, der Grund. Von ihrem frühesten Knabenalter waren sie immer zusammen als Pagen am Hofstaat des Prinzen, wo ihre Erziehung gemeinsam, Schritt vor Schritt, vollendet wurde, wo das Thun und die Pflichten des Einen auch die des Andern waren. Oft hatte man es auch bemerkt, daß Bruce's Charakter in Gegenwart Sackville's immer kühner, als bei anderen Gelegenheiten war, und umgekehrt, daß der Sackville's durch den Umgang mit Bruce immer gemildert erschien, so daß man annehmen konnte, es verbände sie etwas Höheres als ein bloßes alltägliches Freundschaftsbündniß.

Als die beiden jungen Leute beiläufig vierzehn Jahre zählten, erhielt Sackville von seinen Eltern die Erlaubniß, mit Bruce ein Sommerschloß in Schottland, das dem Vater des Letzteren gehörte, besuchen zu dürfen. Da genossen sie zusammen für einige Wochen alle Lustbarkeiten und Vergnügungen, welche die Jahreszeit und der Ort in so reicher Fülle boten. Eines Tages, als sie gerade Vorkehrungen, um auf die Jagd zu gehen, trafen, kam ein altes Weib, welches als Wahrsagerin im Lande herumstrich, an das Gitterthor des Schlosses. Die Pferde, welche die beiden Jünglinge bestiegen hatten, schracken bei dem plötzlichen Erscheinen der fremden Gestalt zurück, und jenes, welches Sackville ritt, wurde so widerspänstig, daß es ihn fast abwarf. Das bewog den darob erzürnten jungen Edelmann, das Weib auf etwas unsanfte Weise auszuschelten und dann trotz aller Vorstellungen Bruce's, welcher andere, mildere Gefühle hegte, ein- oder zweimal mit der Reitgerte nach ihr zu schlagen.

„Um Himmels Willen, Sackville," sagte Lord Bruce, „nimm Dich in Acht! sie könnte es uns vergelten. Weißt Du nicht, daß das Weib eine herumziehende Wahrsagerin ist?"

„Was frag' ich nach einer Wahrsagerin," rief Sackville, „was ich weiß, ist, daß sie eine Bettlerin oder Zigeunerin ist, und ich ihretwegen bald den Hals gebrochen hätte."

„Ich sage Dir aber, daß sie eine Wahrsagerin ist," sagte sein sanfterer Gefährte; „und es gibt keinen Mann im ganzen Lande, der es nicht vorzöge, eher den Hals zu brechen, als ihr etwas Beleidigendes zu sagen."

Das Weib, welches sich bis nun mit vor Wuth glühendem Gesichte ruhig verhalten hatte, fing an, ihrem Zorn Luft zu machen: „Lasse Dich auf Deinem Ritt zur Jagd nicht hindern, junger Mann," sagte sie zu Sackville, „Du sollst dafür, daß Du die hilflose Gebrechlichkeit eines alten Weibes verspottetest, keine bessere Beute nach Hause bringen. Eines Tages aber werdet Ihr Beide auch auf eine Jagd ausgehen, aber von ganz anderer Art, und Einer nur wird lebend von derselben zurückkehren: lebend zwar, aber mit dem Wunsche, daß er das Geschick seines Gefährten getheilt hätte!"

Beide, Sackville und Bruce, wurden einige Zeit von dieser Prophezeiung, welcher die abergläubischen Gefühle ihres Zeitalters noch ein größeres Gewicht beimaßen, tiefer ergriffen, als man es sich wohl denken kann. Und selbst während sie sich gegenseitig schworen, daß eine Feindseligkeit zwischen ihnen nicht möglich ist, wünschten sie doch immer im Geheimen, daß der Schicksalsspruch nicht ausgesprochen worden wäre. Sie suchten nun ihre Freundschaft zu befestigen. Jeder von ihnen schien, indem er seinem Gefährten immer mehr und mehr Anhänglichkeit bewies, zu wünschen erstens, sich selbst eine bessere Sicherstellung gegen die eigene Anlage zu Händeln zu geben, und zweitens, seinem Freund einen gewichtigen Grund zu liefern, den peinlichen Eindruck des Spruches aus dem Gedächtniß zu bannen. Das war auch ein Hauptgrund, warum diese Beiden, selbst in der Zeit, in der sie in das Mannesalter übertraten, noch immer mit der ergebensten Anhänglichkeit an einander hingen.

In der Folge entstand zwischen diesen zwei Männern ein neues und noch zärtlicheres Verhältniß, welches ihnen eine noch sicherere Gewährleistung gegen die auf sie geschleuderte Verwünschung gab. Lady Clementine Sackville, die älteste Tochter des Earl Dorset, war gerade um zwei Jahre jünger als Sir George und sein Freund. Es gab kein schöneres und vollkommeneres Edelfräulein am Hofe der Königin Anna. Lady Clementine war in Allem ausgezeichnet, in Talenten und Tugend, ihr Benehmen allen

Stolzes, welcher so oft dem Triumph von vereinigter Schönheit und Talent eigen ist, bar, war liebenswürdig und ganz ohne Anmassung. Es war unmöglich, daß zwei Naturen, wie die Lady Clementine's und Lord Bruce's, häufig in Berührung kommen konnten, wie es der Fall war, ohne eine gegenseitige tiefe Anhänglichkeit zu fühlen.

Demzufolge war es bald ausgemacht, daß nur die zu große Jugend ein Hinderniß ihrer Verbindung stellte, und daß sie noch zwei Jahre warten sollten. Nun geschah es aber gerade, daß zur selben Zeit die schlechten Gewohnheiten Sir Sackville's immer mehr überhand nahmen und es dem Lord Bruce schwer fiel, die Freundschaft, welche sie bis jetzt so fest verbunden hatte, aufrecht zu erhalten. Der Haushalt des Lord Dorset war einer jener einfachen und mäßigen, welche im nächsten Jahrhundert durch den Beinamen „Puritanismus" bezeichnet wurden. Derselbe paßte ganz zu dem Charakter des Lord Bruce, dem, obschon in Schottland nicht erzogen, doch von seiner Mutter die ernsten Gefühle und Gewohnheiten seines Landes, von frühester Kindheit eingeprägt worden waren.

Oftmals beklagte er in Gemeinschaft der liebenswürdigen Familie den Lebenswandel seines Freundes, und viele Abende brachte er vergnügt in ihrem friedlichen Kreise zu, während der verblendete Sir George in Gesellschaft der ausgelassensten und übelberüchtigsten Geister der Zeit herumschwärmte und sein Vermögen, so wie auch ein noch weit köstlicheres Gut, — seine Gesundheit — vergeudete.

Eines Abends, als Bruce mit Lady Clementine eine lange und erfreuliche Unterredung in Bezug auf ihre bevorstehende Verbindung hatte, kam Sir George in einem Zustande von trunkener Erregtheit nach Hause, und schimpfte laut auf einen schottischen Edelmann, mit dem er auf der Straße in Streit gerathen war, und der nur, wie er sagte, durch die Dazwischenkunft einiger anderer „bettelhaften Schottländer," seinem Schwerte entgangen war. Für einen Schottländer in Bruce's Jahren war es unmöglich, ohne Aerger, über seine Landsleute in so entwürdigenden Ausdrücken sprechen zu hören, aber er unterdrückte edelmüthig jede Bewegung des Unmuthes, bis sein Freund fortfuhr, sich noch näher über diese „bettelhaften Schottländer" auszulassen und seinen Tadel über Einzelne auf die ganze Nation übertrug. Lord Bruce erwiederte

darauf sanft, daß es doch gewiß eine Person gibt, die er bei dem Vorwurf, den er einem ganzen Volke zur Last lege, auszunehmen gedenke.

„Ich mache keine Ausnahmen," sagte heftig der berauschte Sackville, „und am wenigsten bei einem Elenden, der warm in seines Freundes Haus sitzt, und hinter seinem Rücken heuchlerisch über ihn loszieht."

Bruce fühlte die Ungerechtigkeit dieses Vorwurfes tief, aber die Schwierigkeit, sich eine Genugthuung zu verschaffen, machte seine Antwort heftiger als er es selbst wünschte, so daß sie von Seite Sackville's durch einen verächtlichen Schlag in das Gesicht seines Freundes erwiedert wurde. In diesem Augenblicke verschwand die Freundschaft von so vielen Jahren, und tödtlicher Haß erfüllte die Herzen, die früher nichts als innige Liebe und warme Freundschaft beherbergt hatten.

Lady Clementine, der die ganze Geschichte wie ein schrecklicher unnatürlicher Traum vorkam, war durch die Heftigkeit ihres Bruders erschüttert, doch beruhigte sie das verständige Betragen Bruce's, welcher sich bemühte, in ihrer Gegenwart seine Gefühle zu verbergen und die Miene annahm, als sehe er das Ganze als eine Tollheit an, wenigstens theilweise. Und doch, obschon Bruce ganz gleichgiltig aussah, so waren Sackville's Worte und der Schlag ins Gesicht tief in seine Seele gedrungen, und nachdem er einige Stunden über den Vorfall nachgedacht hatte, fand er, daß seine ganze Natur und sein Inneres sich völlig verändert hatte. Diese bitterste aller Qualen — die Qual eines unverdient empfangenen und unvergoltenen Schimpfes — beherrschte und quälte sein Gemüth; aber noch konnte der Gedanke, daß der Beleidiger sein Freund sei und zu der Zeit des Vorfalles über seine Vernunft nicht gebot, dieß quälende Gefühl erleichtern. Sonderbar, aber doch ist es so, eine Beleidigung von Freundesseite wird am empfindlichsten gefühlt und am rascheften geahndet, und wir sind nie mehr geneigt, die unversöhnlichsten Feinde eines Mitmenschen zu werden, als wenn wir ihn früher der zärtlichsten Anhänglichkeit an unsere Person fähig hielten. Solche Gefühle beherrschten auch Sackville, der in letzterer Zeit gegen Bruce nicht gut gestimmt war, weil dieser sich gegen seines Freundes Eltern über des Sohnes wüstes Leben ausgesprochen hatte, und derselbe nicht selten die Vorwürfe der ersteren erdulden mußte.

Abbitte thun war der einzige, der edelste und wahrhaft christliche Ausweg, daran konnte aber bei der stolzen Natur Sackville's nicht gedacht werden, und so wurden diese zwei Herzen, welche seit ihrer Kindheit in süßem Einklang schlugen, wie zwei von einer Naturerschütterung gespaltene Felsen auf einmal getrennt und eine gähnende und unzugängliche Kluft gähnte zwischen ihnen.

Die zwei jungen Leute begegneten sich wochenlang seit jenem traurigen Ereignisse nicht, Sackville erschien nie im Kreise seiner Familie und Bruce suchte seine Gesellschaft nicht. Es schien als ob der unglückliche Vorfall von den Theilnehmern selbst vergessen worden und der Welt ganz unbekannt geblieben wäre.

Eines Tages jedoch begegnete Bruce auf der Promenade einem Landsmann mit Namen Crawford, einem sogenannten abentheuernden Haudegen und Ränkesucher, dessen Schwert in der leichten Weise, wie es an seiner Seite hing, hinlänglich anzeigte, wie gerne sich sein kampfgewohnter Herr eine Zänkerei erlaube. Nach einigen gleichgiltigen Gesprächen drückte Crawford sein Bedauern über eine Geschichte aus, die ihm kürzlich zu Ohren gekommen war und über den Streit zwischen Sackville und Bruce handle. „Wie!" sagte er, „man würde eher erwartet haben, daß Castor und Pollux aus ihren Gräbern erständen und sich schlügen, als daß Ihr zwei in einen Streit verfielet! Aber natürlich, die Sache hat sich bloß auf Worte beschränkt, was, wir wissen es Alle, bei Freunden nichts oder wenigstens nicht viel sagen will. Die Geschichte wegen des Schlagens in das Gesicht muß eine bloße boshafte Erdichtung der zungenfertigen Frau Fama sein."

„Habt Ihr in der That gehört," fragte Bruce mit einiger Erregtheit, „daß solch eine Beleidigung stattgefunden habe?"

„Nun ja," antwortete sein Begleiter, „die ganze Stadt ist ja seit einigen Tagen von dieser Geschichte voll, so viel mir mein Freund Topper erzählt, und ich hörte ja selbst mit meinen eigenen Ohren die letzte Woche ausposaunen. Ich glaube sogar Sackville selbst war es, der die Geschichte bei seinen lustigen Gefährten austrompetete; doch was mich betrifft, so halte ich sie trotz dem nur für boshaft erfunden."

„Sie ist nicht erfunden," sagte Bruce mit tiefer Be-

wegung, „sie ist nur allzu wahr. Er schlug mich in's Gesicht, und mich verhinderte Freundschaft und Liebe eine Genugthung zu fordern. Aber was konnte ich in Gegenwart meiner verlobten Braut thun, um mir von ihrem Bruder Recht zu verschaffen?"

„Nun ja das ist wohl wahr," sagte Crawford, „aber die Sache muß Euch doch sehr unangenehm sein. Liebe oder nicht Liebe, die Leute reden doch darüber in ihrer gewöhnlichen Weise. Es wurde letzthin in meiner Gegenwart des Vorfalles bei dem französischen Gesandten erwähnt, und des Gesandten erste Frage war: „Lebt der Mann noch?" Als man ihm sagte, daß noch beide leben, so zuckte er mit den Achseln und machte eine Miene, die ich Dir nicht verdollmetschen will."

„O Crawford!" sagte Bruce, „Ihr martert mich. Ich hoffte, daß diese peinliche Geschichte unter uns bleiben würde. Ich hoffte, obschon zitternd, daß die Vereinigung mit dem Weib, das ich liebe, zu Stande kommen und Alles später in's Reine gebracht werden könnte. Aber nun fühle ich, daß mir nur zu wahr prophezeit wurde. Ein ganz anderes und sehr trauriges Ereigniß muß der Hochzeit vorangehen."

„Ihr wißt am Besten," sagte der streitsüchtige Crawford, „was Eurer Ehre geziemt." — Und er ging von dannen, die Flammen der Hölle in einer Brust zurücklassend, die früher jedes zarten und edlen Gefühles fähig war.

Das leichtsinnige Geschwätz Crawford's wurde bald durch die Behandlung, welche man in der Gesellschaft dem Lord Bruce angedeihen ließ, bestätiget. Es war damals eine leider unverbrüchlich beobachtete Sitte, daß jede noch so unbedeutende Beleidigung durch eine blutige Genugthuung „gesühnt" werden müsse. So wurde auch kein Unterschied bei dem schwierigen Fall, in den Bruce verwickelt war, gemacht. Man nahm keine Rücksicht darauf, daß Bruce in die Familie seines Beleidigers durch eine Heirath eintreten sollte, und daß er früher des letzteren vertrautester Freund gewesen war. Die öffentliche Meinung sah sich, mit einem Gefühle, das leider auch jetzt noch häufig existirt, in der fortwährenden Ungestraftheit von Sackville's Frechheiten, einer Sache, die sie als ihr Recht betrachtete, beraubt. Sie schrie nach Blut, um sich selbst zu befriedigen, wenn schon nicht um die Ehre der

beleidigten Partei herzustellen. Bruce litt natürlich darunter fürchterlich, so zwar, daß er, selbst wenn er noch gestimmt gewesen wäre, seinem Feinde zu verzeihen, dennoch einsah, daß er noch größerem Elend entgegen ginge, wenn er keine Genugthuung verlangen würde, obschon diese gewiß sein eigenes Verderben herbeiführen müsse.

Es geschah, daß gerade zu jener Zeit Bruce und Sackville mit vielen anderen beim Hofe befindlichen Edelleuten den Kurfürsten von der Pfalz mit seiner neuvermählten Gemahlin Elisabeth, der Tochter des Königs, zu begleiten den Auftrag hatten. Die zwei jungen Männer gingen sich immer aus dem Wege, bis sie nach Canterbury kamen, wo der königliche Zug die Kathedrale besichtigte; da gab es der Zufall, daß sie sich ganz nahe kamen.

Der Kurfürst, der etwas von der Geschichte wußte, rief Sackville zu sich und ersuchte ihn in freundlicher Weise, mit Bruce in keine Händel zu gerathen, zum mindesten so lange er im Gefolge des Hofes sei.

Seine Hoheit sagte, daß er außerdem seinen königlichen Schwiegervater von ihrem Streit habe sprechen hören und daß dieser den festen Entschluß ausgesprochen habe, jeder Uebertretung des Gesetzes in dieser Sache, mit der größten Ungnade begegnen zu wollen. Sackville gehorchte dem Befehle des Kurfürsten und zog sich in eine Gruppe des Gefolges zurück, welche von der, in welcher Bruce sich befand, entfernt stand. Nun geschah es aber, daß, als man die Merkwürdigkeiten jenes prächtigen architektonischen Wunders anstaunte, man auch zu dem Monument eines schottischen Kreuzfahrers gelangte, der daselbst auf der Rückkehr vom heiligen Lande gestorben war. Sackville murrte etwas, was sich auf den Gegenstand bezog, und Bruce, der nicht ferne stand, glaubte die Worte „bettelhafte Schotten" zu vernehmen. Er gab dem kecken Herausforderer sogleich eine ähnliche tadelnde Bemerkung über England zurück, worauf Sackville ihn zum zweiten Mal in das Gesicht schlug. Bevor noch eine Silbe oder der Schlag entgegnet werden konnte, waren schon eine Menge Höflinge herbeigestürzt, um Beide, welche sich Blicke voll des bittersten Hasses zuwarfen, zu trennen. Der Kurfürst hielt es für gut, daß sie sich, nach dem, was vorgefallen war, auf einige Zeit in ihre Gemächer zurückziehen sollten. Sie fühlten nun beide, daß nichts als Blut die

zugefügten Beleidigungen auslöschen könne, und da des Königs Strenge es unmöglich machte, sich in England zu schlagen, so beschloß Bruce über die See zu reisen und dann eine Herausforderung an Sackville ergehen zu lassen, der ihm folgen müßte.

Als Bruce diesen Entschluß faßte, kam er sich ganz wie ein zum Tode Verurtheilter vor. Er erinnerte sich an die Prophezeihung des alten Weibes zu Culroß-Abtei, welche er sich immer so auslegte, als ob Sackville der unglückliche Ueberlebende sein müßte. Schon war der am wenigsten wahrscheinliche Theil der Prophezeihung in Erfüllung gegangen, da sie in einen so entsetzlichen, nicht mehr beizulegenden Streit gerathen waren. In dieser Gemüthsstimmung hielt er es seiner Seelenruhe wegen für unumgänglich nothwendig, nach London zurückzukehren, um von zwei Wesen, die ihm auf der Welt am theuersten waren, Abschied zu nehmen — diese waren seine Mutter und seine ihm verlobte liebliche Braut.

Trotz der peinlichen Natur seiner Gefühle sah er wohl ein, daß er in Gegenwart dieser beiden Frauen eine gezwungene Ruhe annehmen müsse, weil sie sonst sich zwischen ihn und seinen Entschluß stellen würden. Der erste Besuch galt seiner Mutter. Er sagte, daß er Nachrichten aus Schottland erhalten habe, die es nothwendig machten, daß er sich unverzüglich dahin begebe; er gab in kurzer Weise eine Geschichte zum Besten, welche er sich — aus kindlicher Liebe zu einer Nothlüge seine Zuflucht nehmend — ausgedacht hatte, um sie irre zu leiten und ihr keinen Argwohn einzuflößen. Nachdem er einige Vorkehrungen zu seiner Reise getroffen hatte, ging er wieder zu ihr, um Abschied zu nehmen; aber da er seine früheren Vorsichtsmaßregeln während dieser rührenden Scene vergessen hatte, so drückte sich seiner Stirne eine Trauer auf, die so düster war, wie der Schatten eines herannahenden Begräbnisses.

Als seine Mutter dieß ängstlich bemerkte und ihn bekümmert darüber befragte, gab er als Grund an, daß ihm die Trennung von seiner Braut durch eine so lange und gefährliche Reise, gerade wo sie für das Leben verbunden werden sollten, leid thue, so daß Lady Bruce, wenn auch nicht ganz beruhiget war, so doch keine zweite Frage mehr stellte. — Als er die Worte „lange und gefährliche Reise" aussprach, so zitterte seine Stimme voll

Rührung, aber es lag so viel Wahres in dem Sinn der Phrase — so wenig dieselbe auch heute zu Tage begründet scheinen mag — daß es seiner armen Mutter nicht beifiel, derselben eine metaphorische Auslegung beizumessen. Er sprach sogar von seinem letzten Willen, ohne ihren Verdacht zu erregen. Es gäbe bloß einen Punkt, sagte er, den er der Mühe werth erachte, näher zu besprechen. Wo und wann immer es dem Geschick gefalle, ihn aus diesem Leben zu rufen, so wünsche er, sagte er, daß seine Mutter oder wer ihn überlebe, sich erinnere, daß sein sterbender Geist zu den Orten seiner Kindheit zurückkehre und sein Herz noch lebend wünsche, nie im Tode von jenem Ort seiner kindlichen Freuden getrennt zu sein. Diese Worte machten auf Lady Bruce's Gemüth einen traurigen Eindruck, wie es immer zu geschehen pflegt, wenn man auf das Gebiet der Sterblichkeit gebracht wird; doch kam es ihr nicht in den Sinn, für ihren Sohn etwas zu fürchten. Erst als er sie verlassen hatte, als sie noch die letzte Umarmung an ihrem Mutterbusen fühlte — und sie an ihn wie an ein fernes Wesen dachte, das sie erst nach langer Zeit wieder sehen sollte — da übten seine letzten Worte ihre volle Kraft aus. Diese Worte, die sich wie ein süßer Ton in einer gleichgiltigen Menge ausnehmen, die aber dann in der Einsamkeit in die Seele dringen und schmelzen, lebten in ihrem Gemüth neu auf, und verursachten ihr viele Tage nach der Abschiedsstunde eine unwillkürliche Traurigkeit.

Nun blieb ihm nur noch den Abschied von seiner Braut zu nehmen. Sie befand sich im Garten, als er kam. Kaum wurde sie seiner ansichtig, als sie ihm lustig, voll Freude strahlend, entgegen eilte und ihm sagte, daß sie ihm so gute Nachrichten zu geben hätte, wie er sie noch nie gehört habe. Als er sie um die Nachricht fragte, da erzählte sie ihm, daß ihr Vater endlich die Einwilligung zu ihrer Vermählung, die in einem Monat stattfinden sollte, gegeben habe. Wie ein Dolchstoß trafen diese Worte sein Herz, er mußte einige Augenblicke anhalten, bevor er sich sammeln und eine passende Antwort geben konnte. Lady Clementine bemerkte seine Verwirrung und fragte mit halb geängstigtem Gefühl nach der Ursache. Er deutete sie, indem er ihr seine baldige Abreise nach Schottland mittheilte, die ein wichtiges Geschäft erfordere, und die auf

diese Weise ihre so erwünschte Vereinigung für einige Zeit verzögern müsse. „Nachdem alle Hindernisse, die Andere unserem Glücke entgegenstellten, mit so viel Schwierigkeit gehoben sind, von einem bloßen Geschäft gehindert zu sein, das ist wahrhaft ärgerlich!" fuhr er fort.

Dieser Zwischenfall wurde von Lady Clementine tiefer gefühlt, als sie es zu zeigen wagte. Indessen wurde sie durch ein feierliches und inniges Versprechen von Seite ihres Bräutigams, so bald als möglich zurückkehren zu wollen, wenigstens etwas beruhiget.

Nachdem er von ihren Eltern Abschied genommen hatte, umarmte er sie herzlich, jeder Augenblick, den er noch mit ihr verbringen konnte, schien ihm ein Jahrhundert von Freuden, gerade, als ob all' die Glückseligkeiten, deren er beraubt zu werden Gefahr lief, in diesem kurzen Zeitraume enthalten wären. In diesem Augenblicke noch fühlte er den Händedruck des Wesens, das er über Alles liebte und von dem er ein ganzes Leben voll Glück erwartet hatte. Ein Augenblick später von ihr ferne, stürzt ihn in die Leere seiner Verzweiflung und in den kalten Hauch des Grabes.

Eine Stunde erlaubte er sich nun über Alles, was er zurückließ, nachzudenken — eine Stunde, die im Stande ist, eines Mannes Haar zu bleichen — die nächste und jede nachher opferte er seinem vorgefaßten Unternehmen. Crawford, den er zu seinem Zeugen nahm, willigte gerne darein, ihn zu begleiten; und sie reisten allsogleich nach den Niederlanden, indem sie eine Herausforderung mit Andeutungen in Bezug auf den Zusammenkunftsort für Sackville in den Händen eines Freundes zurückließen.

Der Schluß dieser traurigen Erzählung kann am besten mit den Worten Sir George Sackville's gegeben werden. Der unglückliche junge Mann schrieb, einige Monate nach dem schrecklichen Ereignisse, einen Bericht darüber an seinen Freund, der ihn von gewissen Verläumdungen, welche über ihn in Umlauf waren, reinigen sollte. Die Sprache ist etwas gezwungen, aber sie gibt eine bessere Idee von den wahnsinnigen Gefühlen, welche durch die Unbilden, die er von seinem Gegner hatte erleiden müssen, in Bruce hervorgebracht wurden, so wie von den wirklichen Umständen des Kampfes:

„Wir fanden uns in Fergosa in Zeeland, welches

der zur Zusammenkunft bezeichnete Ort war. Er war von einem gewissen Mr. Crawford, einem schottischen Edelmann, seinem Zeugen, einem Arzt und einem Diener begleitet. Ich sagte meinem Secundanten Sir John Heidon, daß, da wir uns an dem, von ihm bestimmten Platz eingefunden hätten, er Bruce verständigen möge, daß nun alles Folgende mit Zustimmung von beiden Parteien, sowohl was Platz, als auch Waffen- und Kampfrechte betrifft, geschehen solle. Wir übertrugen unseren Sekundanten das Recht, den Ort des Kampfes zu bestimmen; sie kamen damit überein, daß wir nach Antwerpen, von da nach Bergen-op-Zoom gehen sollten, wo auf einer Mittelstraße nur ein Dorf die Staatengebiete von denen des Erzherzoges trennen. Da war der bestimmte Kampfschauplatz, damit der am Leben Gebliebene nach erfolgtem Kampfe der Landesgerechtigkeit entgehen und in das unbeleidigte Gebiet sich zurückziehen könnte. Es wurde fernerhin festgestellt, daß, wenn einer fallen oder ausrutschen sollte, der Kampf aufhören und derjenige, dessen Mißgeschick ihn unterliegen ließ, bekennen müsse, in den Händen des Anderen gewesen zu sein. Für den Fall, daß eines Gegners Schwert brechen sollte, wurde, weil dieß nur Sache des Zufalls sein konnte, abgemacht, daß der andere daraus keinen Nutzen ziehen solle, wohl aber, daß man die beiden Kämpfenden versöhnen, oder nach dem Zweikampfsgesetz der Kampf von Neuem beginnen solle. Diese Entscheidung wurde beiden Parteien von dem Secundanten vorgetragen. Wir billigten es und schifften uns nach Antwerpen ein.

Aus begreiflichen Gründen, konnte er nicht leicht, ohne entdeckt zu werden ein gleiches Schwert für mich, wie das, welches ich ihm nach Paris sandte, verfertigen lassen; er brachte mir eines von derselben Länge, aber zweimal so breit. Mein Secundant weigerte sich und rieth mir ein Gleiches zu meinem machen zu lassen, was ich auch that; da es das Vorrecht des Herausgeforderten ist, die Waffen zu wählen. Bei der Aushändigung der Schwerter, welche Sir John Heidon übernahm, gefiel es dem Lord Bruce das meinige zu wählen, und dann erklärte er gegen alle Erwartung, daß etwas von meinem Blute ihm nicht genügen könnte; und deßhalb müsse er mit mir allein sein, weil er wisse, daß (ich will seine eigenen Worte gebrauchen) ein so würdiger Edelmann, wie

Sir Heidon und sein Freund es nicht über sich vermochten, Zeugen von dem zu sein, was er zu thun gezwungen sei, um sich und seiner Ehre vollständige Genugthuung zu verschaffen. Hierauf erwiederte Sir John Heidon, daß solche Absichten blutig, grausam und für einen Edelmann sehr unziemend wären. Sir John Heidon hielt sich ohne Zweifel für beleidiget, an der Ausführung jener Dienstleistung als Secundant, um derentwillen er eine so weite Reise gemacht hatte, gehindert zu werden. Der Lord wiederholte als Antwort seinen früheren Entschluß, worauf Sir John, indem er ihm das gewählte Schwert überließ, mir das andere mit des Lord Entscheidung einhändigte. Ich willigte darein, mit der Ausnahme, daß unsere zwei unbewaffneten Aerzte uns folgen sollten und schlug vor, daß wir etwas früher einen Ritt machen sollten. Ich hatte gerade an diesem Tage dem Tisch mehr zugesprochen als gewöhnlich, und es war mir bekannt, daß eine Wunde auf dem Magen dann gefährlich würde.

Ich bat also meinen Secundanten, ihm zu entgegnen, daß ich gleich den Kampfort bestimmen werde, er müsse mir aber zu Pferde folgen, nur von den zwei unbewaffneten Aerzten begleitet. Wir ritten zusammen fort, einer hinter dem andern beiläufig zwei englische Meilen, und die Leidenschaften trugen bald auch bei mir den Sieg davon und indem sie ihre Macht ausübten, ließen sie mich seinen Befehlen gehorchen. Ich ärgerte mich, daß Lord Bruce mit einer Art von Wildheit nach meinem Blute dürste, ich bat ihn abzusteigen, er willfahrte mir gleich sehr gerne und auf einem Orte, wo man bis zum Knöchel im Wasser stand, entkleideten wir uns und begannen im Hemd unseren Kampf, nachdem wir vorerst unseren Aerzten befohlen hatten, sich in einer bedeutenden Entfernung von uns zu halten, und sie beschworen, zu ihrer eigenen Sicherheit uns nicht zu stören und ungehindert kämpfen zu lassen. Wir waren — Gott verzeihe es uns — vollkommen entschlossen, einander durch was immer für ein Mittel aus der Welt zu schaffen. Ich machte einen Ausfall auf den Gegner, aber der Stoß war zu kurz, und indem ich meinen Arm zurückzog, wurde derselbe verwundet, was ich als Strafe für meinen Fehlstoß nahm; dann als Gegenbezahlung drang ich heftiger auf ihn ein und bekam einen Stich auf die Brust, welcher gerade durch den Leib fast

bis auf den Rücken ging. Und so rauften wir um die zwei größten und theuersten irdischen Güter — um die Ehre und um das Leben. — Bei diesem Kampf verlor meine Hand, welche nur mit einem gewöhnlichen Handschuh bekleidet war, einen ihrer dienstfertigsten Finger, wenn auch der kleinste. Aber endlich schienen wir beide athemlos, wenn auch noch immer unsere Griffe haltend, geneigt den Degen fallen zu lassen. Aber wo die Freundschaft todt war, konnte kein Vertrauen mehr bestehen, und wer sollte der Erste sein, keiner wollte den Anfang machen. Ich parirte daher mit gewaltiger Kraft mit einem neuen Stoß seine Waffe und setzte ihm mein Schwert augenblicklich auf die Gurgel, indem ich das seinige in meiner Gewalt hatte. Ich fragte ihn, ob er sein Leben begehre und sich für überwunden erkläre; beides schlug er, obschon in der höchsten Gefahr schwebend, tapfer aus. Ich selbst war verwundet und fühlte einen großen Blutverlust, da ich drei schwere Wunden hatte, welche mich einer Ohnmacht nahe brachten; er fuhr immer fort, keinen meiner Vorschläge anzunehmen. Ich dachte an seine blutige Rachgier von früher und meine eigene Gefahr fühlend, stieß ich nach seinem Herzen, verfehlte aber mein Ziel, obschon mein Degen durch seinen Leib gegangen war; ich zog ihn heraus und durchstieß ihn neuerdings in barbarischer Wuth, worauf er rief: „Ich bin getödtet!" er legte in diese Worte einen Ausdruck, der mich vernichtete. Aber obwohl er sich aufzuhelfen suchte, war er doch zu schwach, und nachdem ich seinen Angriff entgegnete, wurde ich leicht seiner Herr — ich bog ihn wieder nieder und mich über ihn beugend, wiederholte ich meine Frage, ob er sein Leben verlange, aber es schien, als ob er es nicht so hoch schätze, um Jemanden dafür verpflichtet zu sein; er sagte, das halte er unter seiner Würde. Diese Antwort war so edel und würdig, daß ich es nicht über mich vermochte, noch ferner Gewalt zu üben, ich hielt ihn bloß nieder, bis sein Arzt von der Entfernung schrie, er würde gleich sterben, wenn seine Wunden nicht gestillt würden. Darauf fragte ich ihn, ob sein Arzt sich nähern dürfe, das nahm er an. Er wurde weggetragen, ich beanspruchte nie seinen Degen, es wäre mir vorgekommen, als ob ich einen Todten beraubt hätte, denn als einen solchen betrachtete ich ihn.

So endete der Kampf, ich zog mich zu meinem Arzt zurück, in dessen Arme ich vom Blutverlust meine Sinne, und wie ich erst glaubte, auch mein Leben verlor. Aber frisches Wasser und des Arztes Geschicklichkeit stellten mich bald wieder her. Nun hatte ich aber noch eine große Gefahr zu bestehen, denn Lord Bruce's Arzt stürzte mit seines Herrn Degen plötzlich auf mich los; wenn der meine mit meinem Degen mich nicht beschützt hätte, so wäre ich diesem Elenden unterlegen, obschon Lord Bruce, der im Blut schwamm, seinem früheren edlen Verfahren getreu, dem Arzt zurief: „Elender halt ein!" Gott möge mich strafen, wenn ich nicht wahr in diesem meinem Berichte war. Louvain, am 8. September 1613."

Das ist die traurige Geschichte von Lord Eduard Bruce, einem Edelmann, der, hätte er sich nicht von einem falschen Ehrgefühl, das die unrichtige Meinung der Welt noch erhöhte, hinreißen lassen, lange Zeit hätte leben können, um seine Mitmenschen glücklich zu machen und die Geschichtsblätter des Landes mit Großthaten zu schmücken, deren er wohl fähig war.

Der heilige Kummer Jener, denen er am theuersten war, läßt sich nicht beschreiben. Eine Braut, welche seinetwegen ihr ganzes Leben Trauer trug und unvermählt blieb, — eine Mutter, die ihn nur überlebte, um seinen unwiederbringlichen Verlust zu betrauern! — Ein solcher Schmerz läßt sich wohl nicht schildern!

Es sei nur erwähnt, daß die Letztere sich der letzten Worte ihres scheidenden Sohnes erinnerte, sein Herz einbalsamiren und es in eine silberne Kapsel legen ließ; der übrige Körper wurde in der Kathedrale von Bergen-of-Zoom begraben. Die arme Mutter nahm das Herz mit sich nach Culroß, wo sie den Rest ihres Lebens in düsterer Einsamkeit verbrachte. Das Herz stand immer vor ihr auf einem Tisch, nach ihrem Tode wurde es an den Familienbegräbnißort, den wir beschrieben, niedergelegt, wo es seitdem geblieben und das beste Denkmal seiner eigenen traurigen Geschichte ist. —

Die Musikstücke des Kapitain Wolfram.

I.

Fabrizius von Eisbach verließ die Königsberger Universität an demselben Tag, an welchem er den Preis für seine musikalischen Compositionen erhielt, und singend schlug er mit seiner Medaille in der Tasche, seinem Eichenkranz unter dem Arme, den Weg nach der Pachtung seines wackeren Onkels Müller ein.

Sechs Monate nachher entsagte der junge Tonsetzer für immer seiner musikalischen Laufbahn, die sich für ihn so glänzend eröffnete, seinen Träumen von Ruhm und einer oft ersehnten Zukunft, um Pächter, wie sein Verwandter, zu werden.

Was war während den sechs Monaten geschehen und wer hatte dem jungen Tonmeister diesen plötzlichen, ganz unerwarteten Entschluß eingeben können? — Ein einziges Wort wird es erklären: Onkel Müller's praktische Lebensansicht.

„Mein lieber Fabrizius," hatte er zu dem Künstler gesagt, „Dein Vater hat meinen Rathschlägen, meiner Erfahrung entgegen gehandelt, er hat Soldat werden wollen, um seinem angeborenen Beruf zu folgen; er ist ohne einen Batzen in der Fremde gestorben und hinterließ mir seine zwei Kinder zur Erziehung. Dir steht es frei seinem Beispiel zu folgen; nur muß ich Dir bekannt geben, daß ich in diesem Fall über mein Vermögen, noch bei Lebzeiten verfügen werde, und daß weder Deine Schwester, noch Du etwas zu erwarten hättet. Mit der Berühmtheit stirbt man heut zu Tage Hungers auf verwelkten Kränzen und Kronen; mit der Arbeit bereichert man sich und wird glücklich."

Fabrizius hätte, wäre er allein und frei gewesen, den Antrag seines Onkels sicher abgelehnt; aber der junge Student dachte an die Zukunft seiner Schwester Marie,

an das Glück seiner Base Margarethe, welche Onkel Müller im Pachthaus versammelt hatte.

Da nun dieser kleine Eingang den Leser mit Fabrizius' neuer Lage bekannt gemacht hat, so wollen wir unsere Personen selbst ihre Rollen spielen lassen, und das erste Blatt unserer Erzählung gleich nach einem kleinen Streit, der zwischen dem Fräulein Margarethe, der Base des Exmeisters im Tonreiche und diesem stattfand, entfalten.

Margarethe und Marie sind allein auf der Bühne, wie man im Theater sagen würde. Marie ist mit einer Tambourstickerei am Fenster beschäftiget, Margarethe blättert mit ihren rosigen Fingern nachlässig in einem Buche herum.

„Nun gut," sagte Marie den Kopf erhebend, „mein Bruder räumte das Feld und Du benützest es, um Deinen Flügel zu verlassen, Eigensinnige. Du erinnerst mich, daß ich Dich auszuzanken habe."

„Rede ohne Rückhalt, unumwunden, ich weiß es, ja, ich bin eine Närrin, ich habe meine eigenen Ideen, und dann liebe ich die Musik über Alles, was willst Du."

„Ich mache Dir keinen Vorwurf, weil Du die Musik liebst, wohl aber weil Du meinem Bruder nicht gut bist."

„Ich weiß Fabrizius' schöne Eigenschaften zu schätzen," sagte Margarethe, indem sie aufstand und sich Marien näherte. „Ich habe nie ein edleres Herz gekannt; auch liebe ich ihn, wie einen Bruder; aber ich habe es Dir schon gesagt, seine Frau kann ich nimmer werden."

„Aber aus welchem Grund denn?"

„Du wirst meine Antwort sonderbar finden. Das, was ich Deinem Bruder zum Vorwurf mache, ist, daß er mit so vielen schönen Hoffnungen das geworden ist, was er ist — ein einfacher schlichter Pächter."

„Der seine Gründe so zu nutzen versteht, daß sie unter seinen Händen einen doppelten Werth erhalten haben. Du hast Recht, das ist ein großes Unglück."

„Der Vorwurf mag unsinnig erscheinen, namentlich Dir gegenüber, die nie einen anderen Horizont als die Wiesen und Wälder dieser Pachtung gesehen hat. Aber ich, Barbarin, die ich in einem entfernten Lande erzogen wurde und meiner Mutter fast seit der Geburt beraubt war, kann die Welt nicht von derselben Seite wie Du ansehen. Ich habe aus dem Leben zwei Theile gemacht,

den einen, den ganz kleinen, für die Wirklichkeit, den anderen, sehr großen, für die Kunst."

„Nun gut, behalte den großen, und gib den kleinen meinem guten Bruder Fabrizius."

„Nein, ich würde von ihm mehr als Glück, ich würde Träume verlangen, die er nicht verwirklichen könnte."

„Höre Margarethe, Niemand kann uns hören, und ich schwöre Dir das tiefste Geheimniß, lassen wir ganz von dem Verbindungsplan des Onkels ab, aber gestehe mir die Wahrheit: Du liebst Jemand?"

„Und wenn dem so wäre?"

„O ich bitte Dich um vollständiges Vertrauen: sein Name?"

„Den weiß ich selber nicht."

„Aber er ist doch aus guter Familie?"

„Das weiß ich wieder nicht."

„Jung, schön, reich?"

„Ich habe ihn nie gesehen."

„Ach! Du bist doch in der That närrisch."

„Höre und dann urtheile. — Es sind nun zwei Jahre —"

„Das fängt ja wie ein Roman an."

„Es ist auch einer. Ich ging allein am Meeresstrande spazieren, als plötzlich die steigende Fluth zu meinen Füßen ihre ersten Wellen brach. Ich wollte fliehen, aber die Fluth war schneller als ich. Ich klammerte mich an eine Felsenspitze und schloß die Augen, um meine Todesangst nicht anzusehen. — In diesem Augenblick fühlte ich mich von einem kräftigen Arm in die Höhe gehoben, und ich hörte unter mir eine Stimme, welche mit einer seltsamen Melodie ein unbekanntes Lied sang. Ich wollte schreien; meine von Schrecken erstarrte Stimme erlosch auf meinen Lippen, und ich wurde, durch diese letzte Anstrengung vernichtet, ohnmächtig. — — Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einer Fischerhütte und eine gute Alte verschwendete ihre Sorgfalt an mich."

„Und der Sänger?"

„Er war, nachdem er mich gerettet hatte, wieder fortgegangen."

„Und seitdem hast Du ihn nie wieder gesehen?"

„Nie, nur an das Lied, das er sang, erinnere ich mich, nun warte ich, bis der Zufall mir meinen Retter zuführt."

„Stille, der Onkel und mein Bruder kommen,“ sagte Marie, indem sie einen Finger auf die Lippen legte.

Onkel Müller hing, nachdem er die beiden Mädchen umarmt hatte, sein Gewehr ober das Kamin und ließ sich in einen breiten Sorgenstuhl nieder.

„Ich sterbe vor Durst! Geschwinde, meine liebe Marie, einen Krug Bier und zwei Gläser; Fabrizius muß auch der Erfrischung bedürfen.“

„Danke Onkel,“ erwiederte der junge Mann, indem er einen Pack Noten auf den Tisch legte.

„Da sind ja Musikalien!“ rief Margarethe aus, indem sie sich neben Fabrizius setzte.

„Ja meine liebe Cousine, die neuen Partituren, die Du in Königsberg verlangen ließest. Du wirst auch die letzten Gesänge des armen Wolfram darunter finden.“

„Ach!“ rief Margarethe erröthend vor Vergnügen aus, „Du weißt, daß er mein Lieblingstonsetzer ist; sag mir Fabrizius, hast Du Wolfram an der Universität gekannt?“

„Wir waren vertraute Freunde.“

„Was ist aus ihm geworden?“

„Er ist Kapitain bei der Handelsmarine geworden.“

„Was ist er denn für ein Mann?“

„Ich werde es Dir sagen,“ rief Marie lustig, „denn er hat einmal mit meinem Bruder die Ferien bei uns zugebracht. Er war ein großer, magerer, zerzauster Junge, blaß wie ein Mondenstrahl, er sprach wenig, aß dafür desto mehr, und rauchte wie ein Türke aus einer phantastischen Pfeife, die höher war, als ich.“

„Es ist wahr,“ nahm Fabrizius das Wort, „man hätte zu der Zeit nicht errathen können, was eines Tages aus ihm werden würde. Aus dem träumerischen Jüngling ist ein ernster, geistvoller Mann herangereift, während Andere, zur rechten Zeit den Universitätsstaub, den falschen Ruhm, der nur zu oft nichts als Elend bringt, abgeschüttelt haben und wie ich brave Pächter und der Gesellschaft nützliche Leute geworden sind.“

„Bravo Fabrizius!“ rief der Onkel verklärt aus.

Margarethe und Marie wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Und bleibt denn diesen, lieber Vetter,“ fuhr Margarethe fort, indem sie Fabrizius aufmerksam betrachtete, „kein Bedauern der Vergangenheit?“

Fabrizius warf dem Mädchen einen traurigen und ergebenen Blick zu. „Diesen, liebe Base,“ erwiederte er mit Bewegung, „bleibt das Bewußtsein, einer Nothwendigkeit gehorcht und eine Pflicht erfüllt zu haben.“

„Du hörst ihn,“ lispelte Margarethe, indem sie sich zu Mariens Ohr neigte.

„Wahrlich, ich verstehe mich und die andern nicht mehr,“ entgegnete das hübsche Kind.

„Uebrigens,“ fuhr Fabrizius fort, „erklärt sich diese Veränderung nicht selbst durch die, welche in Wolframs Geist eintraf, der bekanntlich als Handelskapitain gestorben ist?“

„Armer junger Mann!“ klagte Margarethe, „sein Genie wird ihn getödtet haben.“

„Nicht geradezu, meine liebe Margarethe,“ unterbrach sie seinerseits der Onkel, indem er sich eine Pfeife stopfte; „der Kapitain Wolfram ist ganz einfach ertrunken.“

„Leider ja!“ erwiederte Fabrizius, „in der Rhede von Triest!“

„Der Kapitain Wolfram!“ meldete in demselben Augenblick ein Diener, indem er die Eingangsthür öffnete.

Die zwei jungen Mädchen stießen einen Schrei des Schreckens aus, während Onkel Müller und Fabrizius schnell der Thür zuschritten

Ein starker Junge mit fröhlicher Miene, wachsleinenem Hut und blautuchenem Wamms erschien auf der Schwelle und stürzte sich in Fabrizius’ Arme.

„Wolfram!“ rief der junge Pächter, indem er unter der kräftigen Umarmung des Seemannes wankte.

„Er ist es in der That, ja wohl, er ist es,“ meinte Onkel Müller, indem er dem Kapitain einen kräftigen Händedruck gab.

„Meine Fräuleins, Ihr Diener,“ sagte Wolfram, seinen Hut abnehmend. „Ich erkenne an Ihrem Erstaunen, daß meine Auferstehung hier noch nicht bekannt war. — Zwei Worte werden genügen, um sie von Allem zu unterrichten. . . . Ich war gerade im Begriff zu ertrinken, als ein ägyptisches Schiff unter dem Wind fünfzig Klafter weit von mir vorbeisegelte. Ich habe glücklicherweise starke Arme und kann den Athem an mich halten; eine halbe Stunde nachher klomm ich auf die ägyptische Fallbrücke — das ist Alles.“

„Und woher kommen Sie jetzt?“ fragte Onkel Müller neugierig.

„Aus dem Vaterlande der Ibis und Krokodille.“

„Komm, liebe Margarethe,“ sagte Fabrizius’ Schwester, indem sie ihre Base beim Arm ergriff, „der Kapitain hat vielleicht mit Fabrizius zu sprechen.“

„Sie würden wohl gerne frühstücken, nicht wahr?“ fuhr Herr Müller fort, „ich werde Befehl geben, damit man Sie nicht warten läßt. Zum Kukuck, mein lieber Mästro, ich hoffe, Sie werden uns einige Monate schenken?“

„Unmöglich, mein lieber Herr Müller, mein Schiff erwartet mich in Amsterdam, und ich muß längstens in acht Tagen am Bord sein.“

„Da umarme mich noch einmal,“ sagte er dann, als er mit Fabrizius allein war, „und erkläre mir recht bald, warum ich mich überall seit diesem Morgen Mästro und berühmter Tondichter nennen höre?“

„Leiser, Unglücklicher! leiser!“ rief Fabrizius mit Entsetzen aus.

„Wie? ich entsteige den Tiefen des adriatischen Meeres, ich lege 800 Meilen zurück, um Dir die Hand zu schütteln, und Du, mein bester Freund, scheinst über mein Wiedererscheinen auf dieser Welt in Verzweiflung und sprichst zu mir: leiser, Unglücklicher!“

„Verzeihe mir, lieber Wolfram, aber die Ueberraschung, die Freude, Dich wieder zu sehen . . . .“

„Dieser gute Fabrizius! Hm! erinnerst Du Dich, welch’ tüchtiges Freundespaar wir auf der Universität ausmachten? . . . Ach! die gute alte Zeit! Und die Musik, die ist Dir noch immer hold, es ist wahr, Du versprachst schon damals Großes.“

„Ich habe dem Allem entsagt, um Pächter zu werden,“ sagte Fabrizius traurig.

„Ach! Nun bei meiner Ehre, Du hast gut gethan; denn unter uns gesagt, siehst Du, die Musik —“

„Ruhig, um des Himmelswillen! Wolfram, wiederhole das, was Du soeben gesagt hast, nie wieder, wenigstens so lange Du in diesen vier Mauern verweilest.“

„Warum?“

„Hast Du denn vergessen, daß man Dich für einen der größten Tonsetzer Deutschlands hält?“

„Ich ein Tonsetzer, ich! Und du glaubst, daß ich diese

abscheuliche Verläumdung nicht augenblicklich widerlegen werde?"

„Widerlege also das," sagte Fabrizius lebhaft, indem er ein halbdutzend Lieder, Walzer und Quadrillen vom Klavier holte.

„Hm! Musikalische Träumereien von Kapitain Wolfram — Abendklänge, Lied ohne Worte vierhändig, von Kapitain Wolfram — der Meeressturm — des Seemanns Stern u. s. w. Ah Teufel, welcher Unhold hat sich denn das erlaubt?! Aber warte, es gibt glücklicherweise noch Gesetze in Deutschland und ich werde wohl diesen Tausendsasa, der sich diesen schlechten Spaß erlaubt hat, zu zwingen wissen, seine abscheuliche Familie von Achteln und Sechzehnteln ꝛc. anzuerkennen."

„Und wenn ich Dich bäte, dieß zu unterlassen?" erwiederte der junge Pächter, indem er auf seinen Freund einen schmerzlichen Blick warf, „wenn ich zu Dir sagte: Wolfram, es kostet mein Glück, meine Lebensruhe, wenn Du den musikalischen Ruf, den man Dir aufgedrungen hat, nicht annimmst, was würdest Du da antworten?"

„Wenn Du glaubst, daß das ein Leichtes ist, — aber was kann Dich dazu bewegen?"

„Frage mich nicht darum, mein guter Wolfram."

„Und Du sagst, daß ich Dir damit einen Dienst erweise?"

„Einen Dienst, den ich Dir Zeitlebens nicht vergessen werde."

„Im Grunde," brummte der Kapitain in sich hinein, nachdem er einige Zeit nachgedacht hatte, „ich werde in einigen Tagen ferne von hier sein. — Nun wohlan, abgemacht, ich lasse es über mich ergehen, dieses Unglück, weil es Dir denn einmal Vergnügen macht."

„Du bist wahrlich der beste Junge von der Welt."

„Vierhändig und aus a moll," sagte der lustige Gefährte lachend, „dann aber auch Dienst für Dienst, der Onkel scheint das Frühstück zu vergessen."

„Ich werde Dich selbst bedienen."

„Höre, vergiß den Wein nicht, Onkel Müller besitzt einen gewissen, sehr schmackhaften Rheinwein, wenn ich nicht irre."

„Die Reisen haben Dich nicht verändert."

„Was willst Du, ich habe ein gutes Küstengedächtniß, ich weiß immer, wo guter Wein wächst."

„Nur ein klein wenig Geduld und in zehn Minuten bin ich wieder bei Dir," sagte der junge Pächter hinausstürzend.

„Während dem werde ich einen Blick auf meine letzten Veröffentlichungen werfen — ich eine Berühmtheit. Es kostet mir keine geringe Mühe, mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Aber wer zum Kukuck hat denn diese Geschichte erfinden können? . . . Irgend ein Freund meines Fabrizius, ohne Zweifel ein Unglücklicher, dessen lächerlich-prosaischer Name nie in den schönen Auslagkästen einer Musikalienhandlung hätte figuriren können, während der Name Wolfram in Begleitung eines schönen lithographirten und mit Zypressen geschmückten Umschlages, die an ein tragisches Ende erinnern, dem Ohr recht wohlklingend tönt. Die Spekulation war so schlecht nicht. Dieser biedere Fabrizius hat auch lange Zeit die Compositionsmanier gehabt." Während er so zu sich sprach, hatte er sich an den Flügel gesetzt und seine rechte Hand über die Tasten gleiten lassen. Er besaß eine kleine Lieblings-Melodie, die er bewunderungswürdig gut sang. Sie war der Schlußstein aller seiner Gemüthsbewegungen, mochten diese nun lustig oder traurig sein. Wolfram schlug zwei oder drei kräftige Akkorde an und intonirte mit sonorer Baßstimme ein Lied von Fabrizius. —

Er hatte kaum die erste Strophe vollendet, als ihn ein Schrei der Ueberraschung anhalten ließ. — Margarethe stand einige Schritte vor ihm mit freudeverklärtem Antlitz, die Linke auf das Herz gelegt.

„Wer hat Sie diese Arie gelehrt?" sagte sie zögernd. „Sie haben dieselbe selbst componirt, nicht wahr?"

„Ich, mein Fräulein?" sagte Wolfram aufstehend, „kannten Sie dieselbe noch nicht?"

„O ja!" sagte Margarethe mit Bewegung „und ich habe es errathen, daß sie von Ihnen sei."

„Nun es ist klar, ich kann der Geschichte nicht mehr los werden," dachte der junge Mann. „Also Sie glauben, mein Fräulein, daß man sie Niemanden Andern zuschreiben könne?"

„Man müßte selbst nie eine Ihrer herrlichen Melodien gesungen haben."

„Wenn dem so ist, mein Fräulein," entgegnete Wolfram lächelnd, „so muß ich es wohl gestehen."

„Aber sagen Sie mir, mein Herr, Sie haben diese Arie Niemanden gelehrt?"

„O, was das betrifft, so schwöre ich Ihnen —"

„Dann, mein Herr, sind Sie es, der mich gerettet hat?"

Wolfram's Antlitz nahm einen Ausdruck von unbeschreiblichem Erstaunen an. „Gerettet? ach, das wäre doch!"

„Ja, es sind nun zwei Jahre."

„Schon!" meinte der Kapitain, sich in die Lippen beißend, um nicht in ein Gelächter auszubrechen. „Wetter," sagte er zu sich, „wäre es vielleicht auch in meinem Programm, daß ich der Retter junger Fräuleins sein müsse? Man erlaubt sich, meinen Namen sehr oft ohne meine Einwilligung anzunehmen, nun wir werden ja sehen — ein solches Weibchen wünschte ich mir schon lange!"

„Sie antworten nicht, mein Herr. Wenn Sie es wirklich sind, dem ich das Leben verdanke, so weigern Sie sich nicht länger, die Versicherungen meiner Dankbarkeit entgegen zu nehmen."

„Nun ja," erwiederte der Kapitain mit erzwungener Bescheidenheit, „es scheint, daß ich es bin."

„Sie haben mich in eine Fischerhütte getragen?"

„Zu dem Gevatter, dingsda . . . . wie hat er nur schnell geheißen?" . . .

„Nein, zur alten Magdalena."

„Ach ja, in der That; befindet sie sich wohl die gute alte Frau?"

„Leider ist sie schon gestorben."

„Nun, desto besser, — das heißt nein, desto schlimmer, ich habe mich nur versprochen."

„Nun da Sie sich zu erkennen gegeben haben, mein Herr, hoffe ich, daß Sie mir das Bewußte zurückgeben werden."

„Das Bewußte?" wiederholte Wolfram sehr neugierig.

„Das, was Sie mir weggenommen haben."

„Ich?"

„Das Armband aus meinen Haaren."

„Aus Ihren Haaren, mein Fräulein? keine menschlische Macht könnte es mir entreißen, hoffen Sie es nicht, mein Fräulein, ich werde es Ihnen nie zurückgeben."

„Nun gut, Kapitain," sagte Margarethe erröthend, „behalten Sie es denn als Erinnerung an eine edle That."

„Mein Fräulein," rief Wolfram aus, „ich habe unglück-

licherweise nicht Zeit, meinen Antrag langsam vorzubringen, noch Ihnen eine schöngesetzte Liebeserklärung vorzustammeln; ich werde offen, als wahrer Seemann mit Ihnen sprechen: Ich bin achtundzwanzig Jahre alt, habe eine eiserne Gesundheit, ein beträchtliches jährliches Einkommen und ein Kommando, das mir auch noch hübsch viel einträgt. Ich bleibe Jahr für Jahr zwei Monate auf dem Festlande. Wollen Sie — aufrichtig gesagt — meine Frau werden?"

„Ihre Frau?" wiederholte Margaretha von der Sonderbarkeit und der Schnelligkeit des Antrages bestürzt.

„Nun denn, antworten Sie aufrichtig; wenn es mit Ja ist, so komme ich in einem Monat wieder; wenn mit Nein, so segle ich nach Neuseeland und Sie werden nie mehr von mir reden hören."

„Sie wollten für immer der Musik, dem Ruhm entsagen?"

„Mit Entzücken."

„Aber Herr Kapitain, denken Sie doch, daß ein mit solcher Ueberraschung geschlossener Bund noch nie dagewesen ist, daß seine Folgen sehr traurig sein können — aber," schloß Margarethe, indem sie sich zurückzog, „hier kommt mein Vetter Fabrizius; richten Sie an ihn Ihren Antrag, und wenn er damit einverstanden ist, so verspreche ich Ihnen, ihm zu gehorchen."

„Sie sind anbetungswürdig," rief Wolfram aus, die Hand, welche ihm das junge Mädchen reichte, dankbar schüttelnd.

II.

Eine Stunde später verlangte der berühmte Mästro von Fabrizius und Onkel Müller feierlich Fräulein Margarethens Hand. Die sechstausend Gulden Einkommen, die er auswies, wirkten auf den alten Pächter mit magischer Kraft, er wollte sogleich den Hochzeitstag bestimmen.

Was Fabrizius betraf, so konnte er seiner schlechten Laune nicht Herr werden, und, nachdem er versucht hatte, Wolfram von dieser Idee abzubringen, schlug er ihm seine Einwilligung kurz ab.

„Ach, ist es so?" sagte der Kapitain, indem er seinen ehemaligen Schulkameraden in eine Fensternische

führte; „Du weigerst Dich mich in Deine Familie aufzunehmen; nun gut, tausend Element, wir wollen sehen ... Ich werde gleich zum Anfang laut bekennen, daß ich nicht der Autor dieser vierhändigen Notenwische bin; ich verläugne viermal „die Abendklänge" und die „Seemannssterne."

„Wolfram, das wirst Du nicht thun," stammelte Fabrizius erschreckt.

„Du wirst es sehen." —

„Aber diese Heirath ist unmöglich; meine Base liebt Dich nicht, sie kann Dich nicht lieben."

„Sehr gut; sei noch obendrein unverschämt. Frage sie, bevor Du sprichst."

„Es sei," sagte der junge Mann, blaß vor Bewegung und Zorn.

„Aber Du wirst schweigen?"

„Stumm wie ein Fisch."

„Nun gut, morgen sollst Du meine Antwort haben."

„Ihre Antwort, willst Du sagen."

Wolfram hatte Recht, dieses letzte Fürwort anzuwenden; denn Fabrizius besaß zu viel Ehrlichkeit und Rechtsgefühl, um die Rolle eines unwirrschen Vormundes zu spielen, und die Entscheidung seiner Base mußte ihm heilig sein.

Bei dem überspannten Charakter, den wir an der armen Margarethe kennen gelernt haben, konnte des Kapitains Antrag nur eine gute Aufnahme finden. Sie trug gleichzeitig ihre Schuld an ihren Retter ab und kettete ihr Schicksal an das eines berühmten Mannes. Leider finden wir im täglichen Leben viele Mädchen, welche unserer Margarethe nur zu sehr gleichen, indem sie sich, durch die äußere Erscheinung oder einen glänzenden Namen verführt, nicht selten trotz der weisen Abmahnung liebender Eltern, durch eine unbedachte Wahl ihres Lebensgefährten um ihr ganzes künftiges Glück bringen. Gewöhnlich kommt dann Reue und Enttäuschung zu spät.

Fabrizius brachte daher den Wünschen seines Freundes eine günstige Lösung. — Eine einzige Person des Pachthauses hatte Fabrizius' Geheimniß errathen; es war Marie, und sie beschloß, trotz ihres Bruders Verbot, eine Heirath, die das Unglück dreier Personen zu begründen geeignet

war, aus allen Kräften zu hintertreiben. Margarethen zu sprechen und ihr Vorstellungen zu machen, hätte geheißen die kostbare Zeit verlieren; denn die Bemerkungen, welche Fabrizius geglaubt hatte ihr machen zu müssen, bestärkten die eitle Thörin nur noch mehr in ihrem Entschlusse. Es blieb Marien also nur mehr ein letzter Versuch bei dem Kapitain selbst; sie ließ ihn um eine Unterredung ersuchen.

Wolfram fing bei der Erklärung an in Zorn zu gerathen. „Donner und Wetter! Hält man mich denn für einen Pestkranken, einen Paria?" rief er aus.

„Nein, Kapitain," sagte das Mädchen, „aber für einen Mann, der sich täuscht und eigensinnig ohne nothwendige Ueberlegung handelt; für einen Mann, der, wenn er in seinem bedauerungswerthen Entschluß verharrt, an dem Unglück seines besten Freundes schuld sein wird."

„Liebt er denn seine Base?"

„Leider ja, Kapitain."

„Das nützt ihm aber nichts, wenn sie ihn nicht liebt."

„Sie wird ihn später lieben, wenn sie wissen wird, was er Alles gethan hat, um sich ihrer Liebe würdig zu machen."

„Aber am Ende, was wollen Sie denn, daß ich thun soll, mein Fräulein?"

„Ich will, daß Sie meinem Bruder, wenn auch nicht das Glück, doch zum Mindesten die Seelenruhe wieder zurückgeben."

„Und wenn Fräulein Margarethe darauf besteht, meine Frau zu werden?"

„Margarethe ist eine eitle Thörin, die Sie nur deßhalb liebt, weil sie Sie für den Verfasser aller der schönen Ihren Namen tragenden Melodieen hält."

„Und Sie?"

„Ich? ich halte Sie nicht im Mindesten für einen Tonsetzer."

„Und Sie thun gut daran, meiner Treue."

„Stellen Sie sich recht prosaisch, recht seemännisch, und diese Liebe wird wie Schnee in der Sonne zerschmelzen; Sie könnten sich davon überzeugen, Kapitain."

„Ein schöner Antrag, das — mein Fräulein."

„Mein lieber Herr Wolfram, ich beschwöre Sie," rief Marie mit einschmeichelnder Stimme aus.

„Nun, wir werden sehen, was zu thun ist," sagte Wolfram lächelnd.

„Dank, Kapitain, ich wußte es wohl, daß Sie ein ehrlicher Mann wären," sagte Marie, ihre kleinen Händchen in die große Rechte des Kapitains legend.

„Lassen Sie doch! warten Sie mit dem Dank, bis ich mich vor Ihrer Base recht seemännisch und ganz ohne poetischen Schwung gezeigt habe."

„Da kommt sie gerade aus dem Park," sagte Marie, sich dem Fenster nähernd.

„Hurrah! my boys, wie die Engländer sagen," rief Wolfram aus, indem er eine Flasche, ein Glas und eine Pfeife auf den Tisch stellte, „an's Entern, Jungen!"

Margarethe trat ein, als Wolfram sein Commandowort vollendete.

„Meiner Treue," sagte er auf den Stuhl zurückfallend, „der gute Müller hat prächtigen Johannesberger, ich muß es Fabrizius sagen, daß er mir einige Flaschen davon als Muster einpacken läßt. O, Pardon, Fräulein Margarethe, ich sah Sie nicht," stotterte er, den Erstaunten spielend.

„Ich glaube es, mein Herr, Sie waren in poetische Gedanken vertieft."

„Ich, mein Fräulein?" entgegnete Wolfram, mit verzweifelter Einfalt, „ich dachte, daß ich gut gefrühstückt habe, das ist Alles; der Rauch ist Ihnen doch nicht unangenehm?"

„Nein, mein Herr," sagte Margarethe trocken.

„Ist es so gut?" sagte Wolfram leise zu Marien.

„Sehr gut, fahren Sie nur fort," und sie setzte hinzu: „Wie, Sie als Mann von Genie, geben sich mit derlei Kleinigkeiten ab?"

„Erlauben Sie! Theilen Sie vielleicht auch den Irrthum der jungen romantischen Mädchen, welche in allem Ernste glauben, daß die Dichter nur von der Abendluft und dem Morgenthau leben. Von einem gewissen Gesichtspunkt kann das vielleicht eine sehr kräftige Nahrung sein, aber im Allgemeinen ziehen wir gute Beefsteaks mit altem Wein hinuntergeschwemmt vor, und das hindert nicht, seine kleinen „Abendklänge" nach einem Trinkgelage, oder ein großes Duo zwischen zwei Pfeifen

ächt türkischen Rauchtabaks in Musik zu setzen, im Gegentheil —"

„Ist er es denn wirklich, den ich so sprechen höre?" jammerte Margarethe sich Marien nähernd.

„Im Gegentheil," verharrte Wolfram, „denn ein nüchterner Mann könnte nie im Ernst den „Seemannsstern" oder dergleichen Firlefanz componiren. Ah! Ah! und die Spießbürger, welche glauben, daß wir mit einer Lyra, wie zu weiland Orpheus' Zeiten herumschwärmen und nichts Anderes als klares Wasser in einer mit grünen Myrthen bekränzten Schale trinken!"

„O! Welches Erwachen!" klagte Margarethe, indem sie ihren Kopf in beide Hände verbarg.

„Nein, meine liebe Margarethe, welche Lehre!" sagte Marie, sie umarmend.

„Ah Teufel, Onkel Müller läßt lange auf sich warten; er hatte doch versprochen, mir sein Besitzthum zu zeigen," fuhr der Kapitain sich erhebend fort, „sein Besitzthum, wie angenehm das klingt; er trägt drei Uhrketten auf seinem dicken Bauch, goldene Augengläser und seidene Strümpfe. Es lebe das Pächterleben zum Essen und Trinken und Schlafen, und dann braucht man keine Nokturnen in a moll mehr zu componiren. Nun lassen Sie uns gehen, mein liebes Bäschen in spe, geben Sie mir den Arm und dienen Sie mir als Führerin, meine schöne Braut wird wohl nicht eifersüchtig sein. Wenn uns Onkel Müller seine Hecken, seine Indianen, Enten und Spargelpflanzungen gezeigt haben wird, dann werden wir ihn bitten, uns auch durch das Schlüsselloch die Farbe der alten Thaler, welche er seiner zärtlichen Nichte mitzugeben gedenkt, sehen zu lassen."

„Ach, das ist zu viel!" rief Margarethe mit vor Zorn und Scham erstickter Stimme aus.

„Kommst Du mit uns?" fragte Marie, des Kapitains Arm nehmend.

„Nein," sagte Margarethe, indem sie in einen Lehnstuhl fiel, und sich mit den Blättern eines Lichtschirmes einen Wall machte, um ungehindert weinen zu können.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Margarethe!" rief Wolfram noch auf der Thürschwelle. „Vorwärts, Bäschen! Sie sehen," sagte er lustig zu Marien, als er sie mit sich

fortzog, „meine Kugeln haben so gut getroffen, daß das Schiff einen tüchtigen Leck bekommen hat.“

„Ah! das ist unwürdig, schrecklich!“ klagte Margarethe schluchzend, „dieser Mann hat kein Herz. Nein, nie würde ich es wagen, Fabrizius von dem, was vorgefallen ist, in Kenntniß zu setzen, und doch muß er es wissen, denn diese Heirath ist nun unmöglich.“

In diesem Augenblick bemerkte Margarethe in dem ihr gegenüberhängenden Spiegel ihren Vetter, der soeben eingetreten war. Fabrizius war blaß und entstellt, und auf seinen sonst ruhigen Zügen war Schmerz und Verwirrung ausgedrückt.

Der junge Pächter ging einige Male im Zimmer auf und ab und setzte sich endlich an den Flügel; seine durch ein nervöses Zittern bewegten Lippen öffneten sich langsam, und er sang mit sanfter und trauriger Stimme, wie ein Gebet, die erste Strophe des Liedes, welches Wolfram vor ihm gesungen hatte.

Margarethe legte ihr Sacktuch auf die Lippen, um einen Schrei, der sich ihrem Herzen entringen wollte, zu unterdrücken. — Sie erkannte diese Stimme, es war dieselbe, welche sie an dem Tage, an welchem sie dem Tode nahe war, gehört hatte. Bald wurde der Gesang so schwach, daß er nur mehr wie ein entferntes Echo an Margarethens Ohr drang. Als Fabrizius die letzte Strophe vollendet hatte, erhob er sich und wollte das Zimmer verlassen; aber Margarethe stürzte ihm mit von himmlischer Freude verklärtem Antlitz und offenen Armen entgegen, indem sie rief: „Du, Du bist es und kein Anderer, jetzt erkenne ich es, daß ich nur Dich liebe!“

Ein Schmerzensschrei entschwand Fabrizius’ Lippen.

„Verbirg mir nichts mehr, denn nun kenn’ ich Dein Geheimniß, Fabrizius, Du bist mein Lebensretter, und schenkest diese Meisterwerke der Welt.“

„O schweige, Margarethe, schweige,“ sagte der junge Pächter mit flehendem Tone; „wenn der Onkel Dich hörte, es wäre das Verderben und Elend meiner armen Schwester und das Deinige.“

„Was muß ich hören,“ rief Wolfram auf der Thürschwelle erscheinend, „sagt man solches Zeugs, wenn man zwanzig Jahre zählt und Genie besitzt? Du hattest meinen Namen, ohne mich zu unterrichten, geborgt, ich habe nun

Deinen Platz hier eingenommen, ohne Dir etwas zu sagen."

„Was meinst Du damit?"

„Ich meine, daß ich die Marine verlasse, um Pächter zu werden; ich meine, daß ich meine Kapitalien auf dem Festlande anlegen werde, und daß mich, da ich reicher, stärker, ein besserer Trinker und Jäger als Du bin, Dein Onkel statt Deiner, und zwar mit Entzücken angenommen hat."

„Aber meine Schwester? ... meine Base? ..."

„Sei ruhig, ich habe für Alles gesorgt, Fräulein Marie und Frau Fabrizius Eisbach werden die einzigen Erben Deines Onkels sein."

„Also Fabrizius kann nun seinen wahren Namen wieder annehmen?" fragte Marie mit Freude.

„Um so besser, als die nach dem Tode herausgegebenen Werke des Kapitain Wolfram ohnedieß erschöpft sind."

„Aber Du, was verlangst Du von mir, um Dich so meinem Glücke zu opfern?"

„Ich," sagte Wolfram, indem er Fabrizius' und Margarethens Hände ergriff, „ich verlange, der Pathe Deines ersten Kindes zu sein, so wie ich der Pathe Deiner ersten Arbeiten war, und, wenn mein Täufling uns schlaflose Nächte macht, so werde ich ihn singend mit den Melodien des Kapitain Wolfram einwiegen."

Zwei Heldinnen: Die Fräulein von Fernig.

Die Fräulein von Fernig waren im Dorfe Montagne, auf der Grenze Frankreichs, wo es Belgien berührt, geboren. Ihr militärischer Beruf wurde folgendermassen geweckt. In der ersten Zeit des Krieges der Jahre 1793 u. s. w. erhoben sich die Grenzbezirke von selbst, um das Land zu decken. Frankreich war ein Schlachtfeld, zu dessen Vorposten sie sich rechneten. Diese Kompagnien von Freiwilligen, die von den Bataillons, die sie dem General Dumouriez sandten, unabhängig bestanden, waren aus verheiratheten Männern, aus Greisen und Jünglingen zusammengestellt; sie standen in den kleinen Städten, Dörfern, Pachtungen, und überraschten die feindlichen Abtheilungen, stießen die Uebergriffe der Vorposten zurück und stritten gegen die leichten Uhlanen von Clairfait, ohne ein anderes Gesetz, als das öffentliche Wohl, ohne eine andere Organisation, als die Vaterlandsliebe, ohne ein anderes Oberhaupt, als die Tapferen zu haben und anzuerkennen. Selbst Frauen begleiteten ihre Männer in diese rasch ausgeführten Expeditionen, ja Töchter ihre Väter: Jedes Alter und Geschlecht wollte dem Vaterlande und der Unabhängigkeit seinen Tribut des Enthusiasmus und des Blutes entrichten. Die treuesten und ergebensten dieser Heldinnen waren die zwei Fräulein von Fernig, die seit jener Zeit in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte berühmt geworden sind; die eine hieß Theophile, die andere Felizita.

Herr von Fernig, ehemaliger Offizier, lebte in Montagne zurückgezogen, und war Vater einer zahlreichen Familie. Seine Söhne dienten in den Armeen, Einer in der Pyrenäen=, der Andere in der Rhein=Armee. Seine vier Töchter, denen der Tod die theuere Mutter geraubt hatte, lebten mit ihm. Zwei von ihnen waren noch Kinder, die zwei älteren näherten sich kaum dem jungfräulichen Alter. Ihr Vater, der die Nationalgarde des Bezirkes befehligte, hatte die Bauern seines Kantons durch seinen militärischen Eifer aufgemuntert, aus dem

ganzen Lande ein Schlachtfeld gemacht, und die Inwohner durch fortwährende Scharmützeln kriegstüchtig gegen die feindlichen Husaren gebildet, welche oft die Grenzlinie überschritten, um das Land auszurauben, einzuäschern und zu beschimpfen. Es verging nicht eine Nacht, in der er nicht persönlich die Bürgerpatrouillen und die Expeditionen mit außerordentlicher Umsicht leitete. Seine Töchter zitterten für seine Tage; die zwei älteren aber, Theophile und Felizita, von der Gefahr, die ihren Vater bedrohte, mehr als von der, welcher das Vaterland ausgesetzt war, bewegt, theilten sich gegenseitig ihre Unruhe mit und fühlten gleichzeitig in ihren Herzen ein und denselben Gedanken entstehen. Sie beschlossen, sich auch zu bewaffnen, sich ohne Wissen ihres Vaters in die Reihen der Bauern, aus denen sie Soldaten gemacht hatten, zu stellen, mit ihnen zu kämpfen, hauptsächlich aber über ihren Vater zu wachen, und sich zwischen den Tod und ihn zu stürzen, falls er von den kühnen feindlichen Reitern zu sehr bedroht würde.

Sie verbargen diesen Entschluß in der Tiefe ihrer Seelen und entdeckten ihn nur einigen Bewohnern des Dorfes, deren Mitwissenschaft ihnen unumgänglich nothwendig war, um den Blicken ihres Vaters zu entgehen. Sie zogen Männerkleider an, die ihre Brüder, als sie zur Armee gingen, zurückgelassen hatten; sie bewaffneten sich mit den Jagdgewehren derselben, und indem sie mehrere Nächte der kleinen von Herrn von Fernig befehligten Kolonne folgten, wechselten sie mit den feindlichen Vorposten Schüsse und wurden ganz kriegstauglich; während des Marsches und im Kampfe erfüllten sie die Bauern des Kreises durch ihr Beispiel mit Bewunderung.

Ihr Geheimniß wurde lange und unverbrüchlich bewahrt. Herr von Fernig ahnte nicht, wenn er zu Hause, bei Tisch, die Abentheuer, die Gefahren und Thaten der Nacht seinen Kindern erzählte, daß seine eigenen Töchter in den ersten Reihen seiner Schützen mitgefochten und oft sein Leben beschützt hatten.

Indessen, da General Beurnonville, der Kommandant des Lagers von Saint-Amand, das sich einige Meilen von der Grenze befand, von dem Heldenmuthe der Freiwilligen aus Montagne gehört hatte, so stieg er eines Tages an der Spitze einer starken Kavallerieabtheilung zu Pferd, um das Land von den feindlichen Freibeutern zu

säubern. Indem er sich bei Tagesanbruch Montagne näherte, stieß er auf die Kolonne Fernig's. Diese Truppe kehrte nach einer Nacht von Mühen und Kämpfen, da das Feuern in den Reihen nicht einen Augenblick nachgelassen hatte, und wo Herr von Fernig selbst durch seine Töchter vor einem Haufen Husaren, die ihn zum Gefangenen machen wollten, gerettet wurde, in's Dorf zurück. Die ermüdete Kolonne, welche mehrere Verwundete und fünf Gefangene führte, sang beim Schalle einer einzigen von Kugeln durchlöcherten Trommel eine Siegeshymne. Beurnonville hielt Herrn von Fernig an, dankte ihm im Namen des Vaterlandes, und, um den Muth und die Vaterlandsliebe seiner Bauern zu belohnen, wollte er sie mit allen kriegerischen Ehren die Revue passiren lassen. Der Tag fing erst zu grauen an. Die braven Leute reihten sich unter den Bäumen, stolz darüber, von einem so berühmten General mit denselben Ehren wie Soldaten behandelt zu werden. Aber als Beurnonville vom Pferde stieg und die kleine Truppe in's Auge faßte, glaubte er zu bemerken, daß zwei der jüngeren Freiwilligen, die hinter den Reihen versteckt waren, seinen Blicken zu entgehen suchten, und von einer Gruppe zur andern heimlich schlichen, um von ihm nicht gesehen zu werden. Da er nun nicht begreifen konnte, warum Männer, die Waffen trugen, eine solche Furchtsamkeit an den Tag legten, bat er Herrn von Fernig, die braven Jungen herbeizurufen. Die Reihen lichteten sich und die zwei jungen Mädchen mußten vortreten; aber ihre Männerkleider, ihre von dem Pulverrauch geschwärzten Gesichter, ihre Lippen, die von den mit den Zähnen abgebissenen Patronen entstellt waren, machten sie selbst in den Augen ihres Vaters unkenntlich. Herr von Fernig war erstaunt, diese zwei Kämpfer seiner kleinen Armee nicht zu kennen.

„Wer seid Ihr?“ fragte er sie mit strenger Miene.

Bei diesen Worten durchlief ein dumpfes Zischeln, von allgemeinem Lächeln begleitet, die Reihen. Theophile und Felizita, die ihr Geheimniß verrathen sahen, fielen auf die Knie, errötheten, weinten, schluchzten, gaben sich zu erkennen und baten, indem sie die Knie ihres Vaters umschlangen, um Verzeihung für ihren frommen Betrug. Herr von Fernig umarmte seine Töchter und weinte mit ihnen; er stellte sie dem General Beurnonville vor, der

in seiner Depesche an die damalige Regierung diese rührende Scene beschrieb. Die Namen dieser zwei Mädchen wurden ganz Frankreich zur Bewunderung bekannt gegeben und die oberste Regierungsgewalt sandte ihnen Pferde und Ehrenwaffen im Namen des Vaterlandes. Wir finden sie in Jemappe wieder kämpfend, siegend, die verwundeten Feinde rettend, nachdem sie dieselben bekämpft hatten. Der herrliche Tasso hat in seiner Clorinde nicht mehr Heldenmuth schildern können, als man in den Thaten und dem Geschick dieser zwei Heldinnen bewundern muß.

Der General Dumouriez stellte sie zur Zeit seines ersten Befehles in Flandern, seinen Soldaten als Muster dar. Später wurde ihr Haus von den Feinden eingeäschert.

Herr von Fernig hatte kein Vaterland mehr als die Armee; Dumouriez nahm den Vater der beiden Söhne mit sich in's Feld. Er gab dem Vater und den Söhnen Stellen im Generalstab. Die jungen Mädchen, immer zwischen ihrem Vater oder ihren Brüdern, trugen Uniform, die Waffen, und verrichteten die Dienste von Ordonnanz-Offizieren. Sie hatten bei Valmy gefochten, nun konnten sie es nicht erwarten bei Jemappe zu kämpfen. Die ältere, Felizita von Fernig, folgte zu Pferd dem Herzog v. Chartres, den sie während der Schlacht nicht verlassen wollte.

Die zweite, Theophile, stellte sich an, die Befehle des Oberbefehlshabers dem alten General Ferrand zu bringen und mit ihm zum Angriff der Redouten im linken Flügel vorwärts zu ziehen. Dumouriez stellte diese zwei reizenden Mädchen seinen Soldaten als ein Muster von Vaterlandsliebe und wie ein Vorzeichen, eine Bürgschaft, des Sieges vor.

Ihre Schönheit und Jugend erinnerten an jene Erscheinungen, die Schutzgeister der Völker, an der Spitze der Armeen, am Tage der Schlacht.

In einem dieser Zusammenstöße der französischen Vorposten mit der feindlichen Nachhut, fand sich eine der Amazonen, Felizita, welche die Befehle Dumouriez' an die Spitze der Kolonne brachte, durch ihren ungestümen Eifer, mit einem Haufen Husaren, in eine feindliche Uhlanen-Abtheilung verwickelt. Sie entrann nur mit Mühe den feindlichen Säbeln und wandte mit einer Gruppe Husaren den Zügel, um die Kolonne wieder zu erreichen, als sie einen jungen Offizier, von den belgischen Freiwilligen ihrer Parthei erblickte, der durch einen Schuß vom Pferde

gestürzt war, und sich gegen die Uhlanen, welche ihm den Gnadenstoß versetzen wollten, vertheidigte. Obschon ihr dieser Offizier unbekannt war, eilte sie doch zur Hilfe des Verwundeten herbei, tödtete mit zwei Pistolenschüssen zwei der Uhlanen, jagt die anderen in die Flucht, steigt vom Pferde, hebt den Sterbenden auf, übergibt ihn ihren Husaren, begleitet und empfiehlt ihn dem Feldspital und kehrt dann zu ihrem General zurück. Dieser junge belgische Offizier hieß Vanderwalen; er wurde nach dem Abzug der französischen Armee in einem Spital zu Brüssel zurückgelassen, er vergaß bald seine Wunden, nie aber die hilfreiche Erscheinung, die ihn am Schlachtfeld vor sicherem Tode gerettet hatte. Dieses edle Frauenantlitz unter den Kleidern eines seiner Waffengefährten, das sich in das Handgemenge stürzte, um ihn dem Untergang zu entreißen, und dann an seinem blutigen Lager im Spital ihn pflegte, konnte er aus seinem Gedächtniß nicht wieder verwischen. Als Dumouriez in die Fremde floh und die Armee die Spur der zwei jungen Kriegerinnen verloren hatte, verließ Vanderwalen den Militärdienst und reiste nach Deutschland, um seine junge Befreierin aufzufinden. Er durchzog lange Zeit vergebens die größeren Städte im Norden, ohne über die Familie Fernig eine auch noch so geringe Auskunft erlangen zu können. Endlich entdeckte er sie im Innern Dänemarks, wohin sie sich geflüchtet hatte. Seine Dankbarkeit gegen die junge Felizita, die nun wieder die Kleider, die Bescheidenheit und die Reize ihres Geschlechtes angenommen hatte, verwandelte sich in Liebe; er heirathete sie, nahm sie in sein Vaterland mit, Theophile ihre Schwester und Ruhmsgenossin folgte ihnen nach Brüssel. Sie starb noch jung in dieser Stadt, ohne sich verheirathet zu haben. Sie betrieb die edlen Künste mit Begeisterung und war eine Tonkünstlerin und Dichterin, wie Vittora Colonna. Sie hat Gedichte hinterlassen, die zugleich von männlicher Energie und ächt weiblichem Gefühle durchdrungen und würdig sind ihrem Namen die Unsterblichkeit zu sichern.

Diese zwei, so wie im Leben und im Tode als auch auf dem Schlachtfeld unzertrennlichen Schwestern ruhen auf fremden Boden unter einer einfachen Cypresse. Das undankbare Vaterland hat sie aber vergessen, Frankreich hat den beiden Heldinnen kein Denkmal, keine Statuen gesetzt!

Das geraubte Kind.

Erzählung aus dem Leben.

Vor beiläufig zwanzig Jahren übergab man die Aufsicht über die königlichen Paläste und Gärten zu Paris alten Unteroffizieren der ehemaligen kaiserlichen Armee, wie es in Oesterreich und den deutschen Staaten mit gewissen Aufseherstellen, in Hofgärten und anderen leichten und bequemen Diensten seit Langem geschieht. Gewiß liegt in dieser dankbaren Fürsorge für das Loos gedienter alter Krieger, deren Lebensabend sonst sehr düster und traurig dahinfließen würde, etwas Anerkennenswerthes und Rührendes. Wie bei uns, gewährt es auch in Paris ein eigenthümliches Vergnügen, die alten Haudegen in der Ausübung ihrer neuen Pflichten zu beobachten, wenn sie in ihren himmelblauen Röcken, den Degen an der Seite, das Ehrenkreuz auf der Brust, ohne etwas von ihrem gravitätischen und martialischen Aussehen zu verlieren, mit freundlichen Worten bald alte Frauen zurechtweisen, die ihre Schooßhündchen nicht an Bändern halten, bald einem paar Gassenjungen mit dem Stock drohen, welche die Mauern des Parks ersteigen, oder irgend einen andern Uebertreter der Gartengesetze auf seinen Fehltritt aufmerksam machen.

Um die Mitte Juni des Jahres 1831 kehrte eines Abends einer dieser würdigen Greise, ein Exdragoner der kaiserlichen Garde und gegenwärtig Wächter im Luxemburg-Parke, nach geendetem Dienste in seine bescheidene Wohnung zurück, und trat in der besten Laune in dieselbe ein. Die eine Ursache dieses seines rosigen Humors war die Zusammenkunft mit einigen Kriegskameraden gewesen, die sich miteinander, bei einer Flasche Wein und einer Pfeife Tabak, alle ihre ehemaligen Kriegs-, Feld-, Lager- und Garnisons-Abentheuer erzählt, und dabei noch einmal gleichsam ihre Jugendjahre durchlebt hatten. Die andere Ursache der guten Laune Roblot's — so hieß unser Held —

war ein Knabe von beiläufig fünf Jahren, das Kind seiner Tochter, die in Erbschaftsangelegenheiten — sie war Wittwe — Paris auf einige Tage hatte verlassen müssen, und ihr Kind während dieser Frist keinen besseren Händen übergeben zu können glaubte, als jenen ihrer Eltern. — Mit diesem Kinde war die Freude in das Haus des alten Exdragoners eingezogen. Man sagt, Kinder wären die Wonne des Alters, und wirklich waren der alte Roblot und sein Weib mit dem Kinde glücklicher, als Könige; führt doch die Sorge für ein kleines Enkelchen einer guten Großmutter die ersten Tage ihrer Ehe, deren Frucht zwei Geschöpfe, Tochter und Enkel wurden, wieder in's Gedächtniß zurück, und so war es bei dieser Großmutter; Roblot aber als Großvater benützte seine freien Morgen- und Abendstunden damit, den Kleinen auf seinem Knie reiten und mit seinem grauen Bart spielen zu lassen; er war unerschöpflich in Worten der Bewunderung über das blonde und gelockte Haar, die schwarzen Augen und die niedliche Nase des Kleinen, und versicherte seiner Ehehälfte unaufhörlich, daß ihm sein Enkel, mit Ausnahme des Säbelhiebes, den er bei Moskau quer über's Gesicht erhalten, zum Erstaunen ähnlich sehe. — Auch mit der Erziehung des Kindes beschäftigte sich der ergraute Krieger, lehrte den Knaben lesen und etwas schreiben, aber auch die Trommel schlagen, ein kleines Gewehr präsentiren, und versicherte mehrmals, daß sein schmucker Enkel bis zur Rückkehr seiner Mutter ein völliger Soldat sein würde.

Am oben besagten Abend nun kehrte Roblot, wie wir schon erwähnt, in ganz besonders guter Laune nach Hause zurück. Kaum eingetreten, blickte er um sich und sagte zu seiner Frau: „Wo ist denn unser Kleiner?"

„Er war bis kurz vorher da," war die Antwort, „aber die Kuchenbäckerin nebenan holte ihn zu sich."

Roblot ging nun langsam, ein Liedchen pfeifend und mit seinem Rohre spielend, gegen das eiserne Gitterthor, das den Luxemburger-Park, an dessen äußerstem Ende Roblot's Häuschen lag, mit der nächsten Straße in Verbindung setzte, blieb an dessen Schwelle stehen, und rief der Kuchenbäckerin, deren Laden sich gegenüber befand und dessen Thüre offen stand, die Worte zu: „Guten Abend, Madame Gilion, wollen Sie mir wohl meinen Kleinen herüber schicken, denn ich habe ihn seit früh

Morgens nicht gesehen und kann es kaum erwarten, ihn wieder einmal recht abzuherzen."

„Er muß ja schon bei Ihnen drüben sein," antwortete die Kuchenbäckerin, „soeben habe ich ihn bis zum Parkthor geleitet —"

Roblot kehrte nun etwas schneller, als er hergegangen, nach seinem Häuschen zurück und sprach beim Eintritt zu seinem Weibe: „Warum sagtest Du mir nichts, daß der Kleine daheim ist?"

„Wahrhaftig! Er ist nicht da!" antwortete die Gefragte mit erstaunter Miene.

„Nicht da? das ist unmöglich! — Vielleicht hat er sich versteckt —"

Und wie aus einem Munde fingen die beiden Eheleute „Eugen, Eugen!" zu rufen an und suchten den geliebten Enkel in ihrer ganzen kleinen Wohnung; unter jedes Bett und jeden Tisch wurde geblickt, ja sogar die Speisekammer durchsucht; aber als endlich alle diese Nachforschungen sich als erfolglos darstellten, verdüsterten sich ihre Mienen und Roblot begleitete seine letzten Untersuchungen mit Vorwürfen gegen sein Weib, der er ihre Unachtsamkeit auf den Knaben zur Last legte, so daß er dieselbe zum Weinen brachte. Nun kehrte Roblot wieder zu Madame Gilion zurück: „Wollen Sie mir meinen Kleinen zurückstellen," rief er sie unwirsch an, „enden Sie diesen albernen Spaß, ich liebe solche Scherze nicht."

Auf die ernsthafte Versicherung der Kuchenbäckerin, daß sie den Knaben bis zum Thore geleitet, durchsuchte der erzürnte Militär den ganzen Laden derselben, kehrte das Unterste zu oberst und richtete unter den Kuchen- und Fladenbäckereien eine arge Verwirrung an. Als aber auch diese Nachforschungen gänzlich fruchtlos waren, lief er zu dem Speisewirthe, dessen Laden das Ecke der Gasse bildete, und zu einigen andern Nachbarn, um nach seinem Knaben zu fragen — überall umsonst! Niemand wollte das Kind gesehen haben. Endlich kehrte er müde, matt und trostlos zu seiner Frau heim, der er nun wieder in argen Ausdrücken (Dragoner sind im Zorn eben nicht höflich) Alles zur Last legte und die sich über ihre Unvorsichtigkeit, das Kind nicht immer im Auge behalten zu haben, das Haar ausraufte. Da sah Roblot einen seiner Freunde, einen alten Grenadier, längst dem Gitterthore einherschreiten.

„Dubois," schrie er, ihm entgegeneilend mit zitternder Stimme, „Dubois, mein einziger Freund! Eile mir zu Hilfe! denn ich bin ein Mann des Todes! — Ich habe mein Kind verloren, — es ist verschwunden! Geh' Du nach dem östlichen Thore und nach dem, das gegen das Odeon führt, benachrichtige unsere Kameraden und die Wachen von meinem Unglücke, — sieh' in die Bassins, — vielleicht ist mein armer Eugen ertrunken, — ich — ich gehe —" Und ohne seine Worte zu ergänzen, warf er sich in ein leeres Kabriolet, das eben durch die Straße fuhr.

Den Tag nach jenen schrecklichen Scenen im Hause Roblot's hatte es eben zwölf Uhr Mittags geschlagen.

Das arme Weib des Exdragoners saß noch immer weinend in ihrer Kammer. Zwei Nachbarinnen, die bei ihr standen, suchten sie zu trösten, aber sie vermochten es nicht den Thränen der trostlosen Frau Einhalt zu thun; die langsam tönenden Schläge der Uhr aus dem Luxemburg-Palais hatten ihren Schmerz noch vermehrt und händeringend rief die Bejammernswerthe aus: „Schon Mittag und mein Gatte noch immer nicht zurück!"

In demselben Augenblicke hörte man Schritte auf der Hausflur; sie wandte ihren Blick nach der Zimmerthür und — Roblot trat ein. „Unser Kind! — Wie steht's mit Eugen?" rief sie ihm zitternd entgegen.

Der Dragoner warf, kaum eingetreten, seinen Hut in eine Ecke, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sprach mit trauriger Miene: „Nichts! Nichts! Ich habe ganz Paris durchstreift, an allen Linienschranken die Beschreibung des Kleinen gegeben und dieselbe auch in die Zeitungen drucken lassen; — wir werden die Wirkung von allem dem sehen — Ach!" sagte er nach einer Pause wieder, als wollte er sich von Neuem Hoffnung machen, wiewohl er schon alle aufgegeben hatte, „ach! dieses Kind kann nicht verloren sein!" — Bei diesen Worten nahm er vom Tische, an dem er saß, einen Brief, der von der Mutter des Kindes an ihn gerichtet war, und in dem sie ihm schrieb, sie werde binnen vier Tagen in Paris eintreffen und freue sich sehr, ihren kleinen Eugen wieder zu umarmen. „Armes Weib!" rief er bei diesen Worten verzweifelnd aus und seine Augen wurden naß, „armes Weib!" Und männlich sich aufrichtend, setzte er dumpfen Tones hinzu: „Wenn sie ihren Sohn nicht findet, soll sie auch ihren Vater nicht mehr finden!"

Zwei Tage vergingen nun wieder ohne die geringste Nachricht. Der Morgen des Dritten traf Roblot auf einer Runde um die sämmtlichen Linienschranken von Paris. Angekommen bei einer derselben, nahe bei seiner Wohnung, suchte er jenen Zollbeamten auf, der am Tage seiner Anzeige am meisten Mitleid mit seinem Unglück gezeigt hatte, und traf denselben, wie er eben den Wagen einer Milchfrau untersuchte. Mit trostloser Miene wandte sich Roblot zu ihm und fragte: „Nun?"

„Ach! Ihr seid's, mein Lieber!" antwortete der Beamte, „leider habe ich in Eurer Sache trotz aller meiner Schritte noch kein Resultat bezwecken können," und sich zur Milchfrau wendend, sprach er: „Das ist ein unglücklicher bedauerungswürdiger Greis — man hat ihm seinen Enkel gestohlen!"

„Gestohlen?!" rief erschreckt die Milchverkäuferin.

„Ja, irgend eine niederträchtige Kreatur hat mir meinen Eugen geraubt, ohne Zweifel, um ihn betteln zu lehren, denn sonst hätte man bis jetzt gewiß seinen Aufenthalt entdeckt."

„Mein Gott!" rief die Milchfrau, „welch' ein Unglück! Wenn man mir mein Kind stehlen würde . . . nein! zehnmal lieber wollte ich es todt vor mir sehen! Wenigstens geht es den kleinen Engeln dann gut dort oben! — Ist der Diebstahl schon lange geschehen?" fragte sie weiter, zu Roblot gewendet.

„Vor zwei Tagen."

„Und wurde das Kind hier gestohlen?"

„Ach, liebe Frau! das weiß ich nicht! Aber es ist möglich; wenigstens in der Nähe, beim Luxemburger-Palais."

„Vor zwei Tagen?" sprach die Milchfrau zu sich selbst, als ob sie sich etwas ins Gedächtniß riefe. „Warten Sie doch," fragte sie weiter, „wie alt war das Kind?"

„Fünf Jahre," antwortete Roblot gespannt.

„Ein hübsches Kind?"

„O! ein Engel an Schönheit!"

„Blond gelocktes Haar — nicht wahr?"

„Richtig, blond gelocktes Haar," antwortete Roblot, dem ein Hoffnungsstern aufstieg.

„Braune Augen?"

„Braune schelmische Augen. Doch kennt Ihr das Kind?" rief der alte Krieger mit funkelndem Auge; die

letzten Worte der Milchfrau hatten seiner verzweifelnden Seele wieder Hoffnung eingeflößt.

„Hört, was mir begegnet ist," hub die Milchfrau an, „und urtheilt dann. Vorgestern früh machte ich mich zu guter Zeit auf den Weg nach Hause — ich wohne am Fuße des Berges d'Antony. Es war etwas über Zehn, ich hatte um neun Uhr schon meinen ganzen Waarenvorrath veräußert, als ich auf der Landstraße ein noch junges Weib, das schlecht gekleidet war, ein Kind auf dem Arm trug und von dem weiten Gehen ermüdet und ermattet schien, dahin wandern sah. — Wie ich an ihr vorbeifuhr, blickte sie mein Wägelchen so traurig und mich selbst so bittend an, als wollte sie sagen: „O wie glücklich wäre ich, säß' ich in dem Wagen!" daß sie mich erbarmte und ich nicht umhin konnte, sie anzureden. „Meine Liebe," sprach ich zu ihr, „Sie scheinen mir recht müde, und das Kind muß Ihnen doch im Gehen und in der Hitze recht schwer werden —"

„Ach! Ja!" fiel sie mir in die Rede, „ich bin recht müde, aber was soll ich machen, ich muß wohl gehen, und da wir noch einen bedeutenden Marsch zurückzulegen haben, will ich den Kleinen nicht immerfort neben mir her schlendern lassen."

„Wohin geht denn Ihr Weg," fuhr ich wieder fort.

„Nach Arpajon."

„Nach Arpajon!" rief ich, „o! bis Sie dahin kommen, hat's noch Zeit! Na!" fuhr ich fort, „steigen Sie zu mir in den Wagen, ich führe Sie bis nach Longjümeau."

„Ach!" rief sie freudig aus, „Gott lohne Ihnen Ihre Güte, liebe Frau!" Mit diesen Worten stieg sie in den Wagen und gab mir ihr Kind, das ich in's Stroh legte. Als sie eingestiegen war, sagte sie mir nochmals tausend Dankworte und fühlte sich ganz selig, nahm dann im Fahren einen leeren Hafersack und machte daraus eine Art Kopfpolster für den schlafenden Kleinen, den sie noch außerdem mit ihrem Schnupftuche, das sie über sein Gesicht breitete, vor der sengenden Sonne schützte. Als sie alle diese Vorbereitungen mit der größten Genauigkeit beendet hatte, wandte sie sich gegen mich und sagte mit einer Art zärtlichen Stolzes, auf den Kleinen deutend, zu mir: „Ach! wie schön er ist!"

„Ja! bei Gott!" rief Roblot aus, „der Knabe ist ein wahrer Engelskopf."

„Unterbrecht mich nicht,“ fuhr die Milchfrau fort, „das Kind erwachte und nun nahm es das Weib auf die Knie, herzte und küßte es und zog endlich ihr Mittagsmahl, ein Stück schwarzes Brod, das für sie bestimmt war, und ein Stück Kuchen für den Kleinen aus der Tasche, ließ ihn dann auch aus einer kleinen Flasche trinken, in der sie Zuckerwasser zu haben schien. — Nachdem nun das Kind gegessen und getrunken, fing es zu plaudern an und wie ich mich erinnere, sprach es von seiner Mutter; da wurde das Weib blutroth, ich sehe sie noch jetzt, wie sie ganz schamübergossen auf mich hinüber schielte.“

„Ach! ach! es ist mein Kind! es ist mein Kind!“ rief freudig Roblot.

„Laßt mich endigen,“ sprach die Erzählerin, „also, wie gesagt, da wurde das Weib blutroth und blickte mich erschreckt von der Seite an, dann sprach sie zu dem Kinde, indem sie es küßte: „Nicht wahr, Du liebst Deine Mutter?“ — Das Kind antwortete nicht. Aber einige Augenblicke später rief es: „Nicht wahr, Du bringst mich zu meinem lieben Großpapa?“

Bei diesen Worten unterbrach Roblot die Erzählerin mit dem wiederholten Ausrufe: „Der liebe Großpapa bin ich! Mich hat der Knabe seinen lieben Großpapa genannt, das gute Kind!“ Ohne zu denken, daß das Kind eben so gut einen andern Großvater haben konnte, als ihn, fuhr er fort: „Ich danke Ihnen, gute Frau, ich danke Ihnen herzlich,“ zur Milchfrau und wollte fort, aber da erinnerte er sich, daß er bis jetzt nur eine sehr entfernte Ahnung von der Richtung habe, die das Weib genommen; er kehrte daher noch einmal um und fragte die Milchfrau: „Bitte, wo habt Ihr die Diebin verlassen?“

„Auf der großen Straße nach Orleans,“ antwortete die Gefragte; „als sich unsere Wege schieden, stieg sie aus, dankte mir nochmals und eilte dann weiter, das Kind an der Hand führend.“

„Ich weiß genug,“ rief der Exdragoner, „um sie zu finden.“

„Aber, lieber Herr,“ ermahnte die Milchfrau, „freut Euch nur nicht zu früh. Wie? Wenn Ihr Euch täuschtet? Jenes Weib hatte so viele Sorge für das Kind, daß sie wohl seine Mutter hätte sein können.“

„Ich sage Euch aber, daß sie eine —“ er würgte

den Nachsatz hinunter und begnügte sich, die Milchfrau zu bitten, seine Frau beim Vorüberfahren am Luxemburger-Parke zu benachrichtigen, daß er nach Arpajon, Etampes und Bordeaux, wenn dieß letztere nöthig wäre, gereist sei; und also sprechend sprang er in einen eben vorbeifahrenden Eilwagen, der nach Arpajon fuhr.

Daselbst angekommen, nicht ohne den Mitreisenden und Kondukteurs, ja selbst den Kutschern sein Unglück erzählt zu haben, das die Männer mit Bedauern, die Weiber mit Thränen erfüllte und den Pferden von den gefühlvollen Kutschern eine beträchtlichere Anzahl gewisser zärtlicher Aufmunterungen zufließen ließ, begann er sogleich eine Untersuchung, aber leider war sie erfolglos; denn die Heeresstraße, die durch Arpajon nach Paris und Bordeaux führt, ist ob des letzteren Grundes so befahren, und begangen, daß ein einzelnes Weib mit einem Kinde recht gut durch den Flecken kommen konnte, ohne bemerkt zu werden. Weder in den Herbergen, noch in den Wirthshäusern, noch auf der Mairie wußte man was von den beiden Pilgern. Roblot wollte in seiner Verzweiflung den ganzen Flecken auf's strengste untersuchen lassen, als der Postwagen von Etampes, der vor dem Gasthause, in dem er abgestiegen war, hielt, eben ankam. Er wandte sich an den Kondukteur desselben und fragte denselben, ob ihm nicht auf der Herfahrt von Etampes die beiden Wanderer begegnet wären, die er ihm aufs genaueste beschrieb.

„Nein," war des Gefragten Antwort, „aber zu Etampes selbst sah ich in das dortige Nonnenspital, da ich eben dahin ein Packet Briefe trug, ein Weib eintreten mit einem Kind am Arm, das ganz Eurer Beschreibung glich. Vielleicht ist's das Kind, das Ihr sucht."

Roblot fuhr augenblicklich nach Etampes ab und eilte, dort angekommen, sogleich in das bezeichnete Spital.

Er suchte dort die Oberin auf und redete sie also an:

„Hochwürdige Frau!" sprach er, „kam hier nicht gestern ein junges Weib mit einem Kinde an?"

„So ist es, lieber Herr," antwortete die fromme Schwester, „ich selbst habe sie aufgenommen."

Ach!" rief Roblot laut, vor Freude aufathmend, und die Hand der Priorin mit Küssen bedeckend, die sich diesen stürmischen Freudenbezeugungen, trotz aller Bemühung nicht entziehen konnte, „ach! wo ist er, mein guter, lieber Eugen,

wo ist er, führen Sie mich nur gleich zu ihm, hochwürdige Frau!"

„Euer Eugen?" unterbrach ihn die Priorin mit staunendem Antlitz, „ich bitte, erklärt Euch deutlicher!"

„Wie nur billig!" rief Roblot rasch, „denn sonst könnte man mich für einen Tollhäusler halten, kurz, das Kind, nach dem ich mich so sehne, ist mein Enkel, den man mir gestohlen, den mir jenes — kranke Weib gestohlen und den ich schon seit drei Tagen vergeblich suche." — Und wieder jubelnd rief er aus: „Er ist gefunden, er ist gefunden, mein Eugen, ich kann ihn seiner Mutter zurückgeben." Zur Priorin sich wendend, sprach er: „Nicht wahr, hochwürdige Frau, jetzt begreifen Sie mich und meine Freude. — Nun aber führen Sie mich gleich, ich bitte, zu meinem Kinde —"

Und er zog die fromme Schwester mit sich fort.

Als sie zum Eingang des Krankenzimmers, in dem das Weib lag, das den Knaben gestohlen hatte, kamen, sagte die Nonne: „Jetzt wartet hier ein wenig, denn das Weib ist krank —"

„Das kümmert mich wenig, geben Sie mir nur mein Kind," erwiederte unwillig über diese neue Verzögerung der besorgte Großpapa.

„Mein Gott, Ihr seid ungeduldig," war die Antwort, „habt nur ein wenig Geduld, lieber Herr, — doch seht," fuhr die Nonne fort, die Thür etwas öffnend und hineinsehend, „sie schläft und das Kind spielt zu den Füßen ihres Bettes . . . sie wollte sich durchaus nicht von dem Kleinen trennen und da ihre Krankheit nichts Gefährliches hatte, sie liegt nur an einem leichten Fieber darnieder, hat man sich ihrem Wunsche nicht widersetzt."

Mit diesen Worten nahte sich die Nonne leise dem Bette der Kranken, nahm das Kind in ihre Arme und übergab es in die Roblot's, den das Kind gleich mit dem freudigen Ausrufe: „Mein Großpapa!" begrüßte.

In diesem Augenblicke des überglücklichen Roblot Freude zu beschreiben, ist unmöglich. Seit dem Tage, an dem ihm sein Kaiser das Ehrenkreuz eigenhändig auf dem Schlachtfelde an die Brust geheftet hatte, war er keines so glücklichen Moments mehr theilhaftig geworden. — Mit Vogelschnelle trug er auf seinen Armen das Kind hinaus und die ihm nachkeuchende Priorin hörte auf ihren

Ruf: „Aber, lieber Herr, ich muß doch wissen!“ — — kaum noch die Antwort:

„Nichts müssen Sie wissen! des Kindes Mutter kommt noch heute an, sie muß das Kind finden. . . . ich heiße Roblot, bin Exdragoner und gegenwärtig Wächter im Luxemburger Park! Adieu und Gottes Segen, so wie meinen besten Dank für Ihre Güte!“

II.

Auf Kindesraub, obwohl dieß Verbrechen glücklicherweise höchst selten vorkam, waren weislich harte Strafen gesetzt.

Louise Séchard wurde daher, auf Roblot's Anklage, für den 17. August 1831 vor das Pariser Assisengericht geladen und hatte am benannten Tage schon auf der Bank der Angeklagten Platz genommen. Die Augen der Anwesenden lagen bald auf ihr, bald auf Roblot, der, im Kreise der Zeugen sitzend, seinen kleinen Eugen auf den Knieen hutschte. Die hohe Mütze der Gartenwächter, ein ganz neuer, hellblauer Rock, die schön glänzenden rothen Aufschäge, wie seine hohe, kürassartig gewölbte Brust, auf der sein Ehrenkreuz glänzte, gaben ihm ein Ehrfurcht einflößendes Aussehen. Die Freude, wie der Stolz, den er bei den Fragen der sich langsam versammelnden Geschworenen oder auch anderer bei der Sache unbetheiligter Zuhörer: „Ist dieß das Kind?“ — „Ihr seid der Großvater, nicht wahr?“ — „Ein liebliches Kind!“ — „Ihr habt den Knaben in Etampes wieder aufgefunden? —“ „Ach! was mögt Ihr dabei gelitten haben? —“ u. s. w. empfand, bleiben am besten unbeschrieben, da solche Empfindungen ganz und gar unbeschreiblich sind.

Allen diesen Fragen antwortete Roblot entweder mit einem Kopfnicken, oder mit einem seligen „Ja,“ oder damit, daß er dem Knaben einen tüchtigen Kuß auf die freundliche Stirne drückte.

Ehe er noch sein Kind gefunden, stellte er sich dessen Räuberin immer als eine häßliche Diebin vor, deren schändliches Gewerbe schon in ihrem Aeußern abgedrückt war. Noch ganz erzürnt hatte er gleich nach seiner Rückkehr von Etampes das schändliche Verbrechen angezeigt und erklärte für ähnliche Thaten keine Gesetze für scharf und streng genug; aber nach und nach hatte der Gedanke, seinen Enkel wieder zu besitzen, die Seligkeit seiner Morgen- und

Abendunterhaltungen mit demselben, den anfangs schrecklichen Haß gegen die Diebin gemildert, und als er ihr nun vor dem Assisengerichte gegenüber saß und so viele Huldigungen, Beileids- und zugleich Freudenbezeugungen über den Verlust und Fund seines Enkels empfing, als er der Armen in das leidensblasse, nothgebleichte Antlitz sah, empfand er gegen die Unglückliche mehr Mitleid als Haß.

„Fürwahr," flüsterte er einmal seinem Nachbar zu, „die Unglückliche ist doch ein recht hübsches Weib!"

Und wirklich war Louise schön, ihren etwas stark ausgeprägten Zügen mangelte zwar ein gewisser Adel, aber sie drückten dafür so viele Bescheidenheit, so viel Leid und Schmerz aus, daß man ihr Mitleid schenken mußte. Von Gestalt war sie klein und schien, so zu sagen, durch ihr Elend niedergedrückt; wenn sie manchmal verstohlene und zärtliche Blicke auf das Kind warf, zu dessen Mutter sie sich auf einige Tage gemacht hatte, so schien es, als ob sie das Verbrechen, dessen sie sich schuldig gemacht hatte, gar nicht begriff und es zu bereuen weit entfernt war.

Auf die ersten Fragen des Präsidenten antwortete sie, sie sei zwanzig Jahre alt und in einem Dorfe bei Poitiers geboren. Als man sie ferner um ihren Stand fragte, antwortete sie: „Ach, ich verdiene mir mein Brod durch Händearbeit, ich bin eine Nähterin."

Sie läugnete im Verlaufe des Verhörs das Verbrechen nicht, das man ihr vorwarf.

Nun wurde Roblot aufgerufen, um Zeugniß wider sie zu geben; er erhob sich, setzte seinen Kleinen neben sich auf einen Stuhl, wandte sich mit dem Gesichte den Richtern zu, nahm eine stolze Haltung an und sprach also:

„Meine Herren! Zum Verständniß meiner Sache muß ich Ihnen eröffnen, daß meine Tochter einen kleinen Handel mit Spezereiwaaren unterhält und einen Quartiermeister aus dem 12. Dragonerregimente geehlicht hatte, einen braven Jungen, den seine Vorgesetzten achteten und seine Untergebenen und Freunde liebten; — er starb nach einer fünfjährigen glücklichen Ehe vor achtzehn Monaten. Das war denn ein großes Unglück. Nun war meine Tochter allein und mußte eine Reise in Angelegenheiten einer Erbschaft unternehmen, die, nebenbei gesagt, nicht sehr bedeutend sein soll; aber das gehört nicht hierher; sie ließ mir ihren kleinen Knaben zur Bewachung zurück.

Und ich ließ es ihm an Sorgfalt nicht fehlen; denn ein alter Soldat, Sie mögen es mir glauben oder nicht, ist ein besserer Kinderwärter, als irgend Jemand. Was aber ein Enkel für einen Großvater ist, das, meine Herren, werden Sie wohl wissen, und ich liebte meinen Eugen mehr als meine beiden Augäpfel. Ich fange an alt zu werden, meine Herren, und habe ein Weib, der ich manchmal durch meine Heftigkeit und die üble Laune, die mich immer mit dem schlechten Wetter gleichzeitig als Wirkung meiner Wunden überfällt, nicht die besten Tage bereite, obwohl ich meine Alte vom Herzen liebe und sie mir unentbehrlich geworden ist; aber mit diesem Kinde kehrte die Fröhlichkeit und Zufriedenheit in meine Hütte ein. Des Knaben tolle Sprünge und Gelärm verscheuchten meine üble Laune und ich wurde mit dem Kind zum Kinde. — Und dieß Kind, diese meine einzige Freude wurde mir am 16. Juni Abends geraubt und zwar durch die Unvorsichtigkeit meiner Frau, obwohl sie das Kind eben so wie ich liebt, aber ein Kind darf man, wie einen Posten, keinen Augenblick verlassen — das arme Weib! Sie litt damals noch mehr als ich und meine Vorwürfe dazu, — ich bedauere sie; denn im Zorn, in der Wuth ging ich mit ihr eben nicht sehr glimpflich um.“ Nach einer Pause, wie als ob er sich zurückträumte in jene Tage des Schreckens, fuhr der alte Krieger fort: „Meine Herren! Ich war Soldat und habe viel Blut mein Lebenlang gesehen, habe von der Moskauer Schlacht her den Hieb über's ganze Gesicht als Andenken nach Hause gebracht, und lag einen Tag und eine Nacht lang in meinem Blute, halb todt, auf dem Bauche meines todten Rosses, — fürwahr, ein drolliges Kopfkissen; ich fiel ein andermal in die Beresina und als ich aus dem seichten Wasser an's Land watete, fiel ich Kosaken in die Hände, die mich — mit Respekt zu sagen — bis auf's Hemd auszogen und mich dann nackend laufen ließen; ich habe bei Lützen meinen Bruder, den sie mir dort todtgeschossen, mit eigenen Händen begraben — aber das Alles war nichts im Vergleich zu dem Schmerz, den ich litt, als ich mein Kind vermißte. Um es wieder zu finden, hätte ich mein Amt, meine Herren, mein Ehrenkreuz, meine beiden Arme und Beine, ja sogar mein Leben und das meiner Frau (hier erregte die Freigebigkeit Roblot's die Heiterkeit der Versammlung) mit

in den Kauf gegeben; aber ich mußte mich gedulden. — Wie ein Omnibus durchlief ich ganz Paris während zwei Tagen, ich war auf allen Polizeiämtern, wo ich überall höfliche Beamte mit schönen Worten fand, die mir aber nicht helfen konnten, — bis ich zuletzt durch eine Milchfrau und einen Kondukteur des Postwagens auf die Spur meines Kindes kam, das ich zu Etampes im Nonnenspital bei diesem Weibe hier fand."

„Eurem Kinde ist kein Leid während der Zeit seiner Entführung zugefügt worden?" fragte der Präsident den Erzähler.

„Nicht im geringsten! Nichts ist ihm geschehen!" war die Antwort.

„Etwas diesem Kinde zu Leide thun?" rief Louise plötzlich. „Ach! Nein, lieber Herr, ich habe dem kleinen Engel nichts zu Leid gethan, ihn stets mit aller Sorgfalt gepflegt."

„Das ist wahr! das ist wahr! armes Weib!" antwortete Roblot, „und ob dieser Ihrer Sorgfalt mag Ihnen Gott den Kummer, den Sie mir bereiteten, verzeihen, wie ich Ihnen denselben vergebe, denn er ist vorbei, ich habe meinen kleinen Jungen wieder — und sprechen wir nicht mehr davon!"

Nun wurde der Gerichtsarzt vernommen, der für Louise Séchard das Zeugniß ablegte, sie sei in Folge vielen Unglücks und heftiger Aufregung, als sie den Kindesraub begangen, allen Anzeichen nach nicht bei vollem Verstande und daher so ziemlich unzurechnungsfähig gewesen.

Der Präsident wandte sich nun an Louise Séchard und fragte sie über ihre Lebensschicksale. Mit aller Unbefangenheit erzählte die arme Frau, daß sie, die Tochter eines wackeren Soldaten, nach den traurigen Erfahrungen einer freudlosen Jugend an einen Mann verheirathet wurde, welchen ihr Herz gewählt hatte; aber nur kurze Zeit währte das Glück ihrer Ehe, schon acht Monate nach jener glücklichen Zeit, in welcher die Kirche ihren Bund gesegnet hatte, ward ihr der Gatte, welcher sie mit seinem bescheidenen Einkommen ernährte, durch eine kurze Krankheit entrissen. Sie machte von dem Schmerze, der sie ergriffen hatte, und dem Elend, in welches sie sich versetzt sah, eine so lebhafte Schilderung, daß selbst in die Augen der ernsten Richter Thränen traten. „Es gab

nichts mehr für mich, als jenes Kind, das mir Gott schenken sollte und welchem ich täglich entgegen sah. Dieses band mich noch an's Leben und ein Jahr nach seiner Geburt entriß es mir, wie den geliebten Mann, gleichfalls der unerbittliche Tod. Eine Art Wahnsinn hatte mich erfaßt, eine Raserei, die ich nun kaum mehr zu schildern vermag. Nachdem ich Tage und Nächte in starrem Hinbrüten, in verzweiflungsvoller Unthätigkeit verbracht und den Himmel vergebens beschworen hatte, mich von der Erde zu nehmen, stürzte ich mich eines Nachmittags auf die Straße und irrte in der Stadt verzweiflungsvoll rathlos herum. Was ich weiter gethan, weiß ich nicht mehr. Nur dessen erinnere ich mich noch lebhaft, daß ich im Vorbeigehen bei dem eisernen Gitter des Luxemburger Parkes diesen kleinen Knaben," sie deutete auf Eugen, „sah. Ich betrachtete ihn eine Zeit lang still und er mich eben so, endlich hielt er mir zutraulich seine kleine Hand hin und ich ergriff sie heftig, das Herz zersprang mir, die Sinne vergingen mir — es schien mir, als bedürfte ich einer Seele, eines reinen Wesens, eines Kindes, zu meinem Troste. Ich führte den willig Folgenden mit mir fort. Damals, meine Herren, war ich unfähig, an seine Mutter zu denken; denn ich litt schrecklich, und wenn man leidet, denkt man nur an sich. So beging ich mein Verbrechen — Gott aber weiß, daß ich weder dem Kinde, noch Jemanden auf dieser Welt etwas zu Leid gethan habe. Haben Sie daher Mitleid und Erbarmen mit mir, meine Herren." Und sie nahm wieder auf der Bank der Angeklagten weinend Platz.

„Bei Gott!" rief Roblot, wie alle Zuhörer gerührt, indem er sich eine Thräne trocknete, die über seine gebräunten Wangen rollte, „die arme Sinnenkranke ist außer Schuld!"

Louise Séchard ward hierauf vom versammelten Gerichte, in Erwägung aller Umstände, für frei erklärt.

Nachdem sie für diesen gnädigen Spruch dem Präsidenten und dem ganzen Gerichte gedankt, verließ sie den Gerichtssaal und ging an Roblot, der seinen Knaben an der Hand hielt, vorbei.

Der alte Graubart redete sie mit den herzlichen Worten an: „Armes Weib! Ich freue mich, daß unsere Sache so glücklich geendet!"

„Ach! Vergebt mir nur, daß ich Euch so viel Kummer gemacht,“ seufzte Louise.

„Daran denke ich nicht mehr.“

Als nun Louise den Knaben mit sehnsüchtigem Blicke betrachtete, rief Roblot: „Na! Ich sehe, Sie wollen den Knaben küssen?“

Louise lächelte.

„Nun! So geben Sie ihm ein paar tüchtige Schmätze!“

„Dank, tausend Dank für Ihre Güte, lieber Herr,“ rief das junge, unglückliche Weib, indem sie das lächelnde Kind umfaßte und ihm einen heißen Kuß auf die Stirne drückte.

III.

Als im Jahre 1832 die Cholera in Paris wüthete, war die Tochter Roblot's eines ihrer ersten Opfer geworden. Einige Tage darauf wurde auch des alten Exdragoners Frau davon ergriffen und — starb. Der alte Soldat ertrug geduldig all' dieß Mißgeschick, das der Himmel über ihn schickte. Er wollte leben, nicht seinetwegen, denn ihm war das Leben schon längst eine Bürde, aber seines Enkels willen, der keine Mutter mehr hatte und den sein Tod zur Waise gemacht haben würde. Aber die Cholera war stärker als sein Wille, sie warf ihn auf's Krankenbett und, wie es schon gewöhnlich mit ausgedienten Soldaten geht, welche die Hälfte ihres Blutes auf dem Schlachtfelde ließen, und daher den Krankheiten eher unterliegen müssen, so war es auch bei Roblot, seine Krankheit nahm eine ernste Wendung und sein Leben stand auf dem Spiele — — was er auch fühlte. Immer quälte ihn der Gedanke, daß Eugen durch seinen Tod die letzte Stütze verlöre. „Was soll dann aus dem armen Kinde werden,“ fragte er sich selber. „Wer wird Sorge für ihn tragen, wer ihn erziehen?“

Er schrieb einem seiner Brüder, einem Krämer in der Provinz, schilderte ihm seine traurige Lage eindringlich und bat ihn, sich des Kindes anzunehmen im Falle, daß er stürbe; aber sein Bruder antwortete ihm, er habe ohnedieß für eine große Familie zu sorgen, und seine Mittel reichten nicht hin, die Ausgaben seines ohnehin bedeutenden Hausstandes noch zu vermehren. Roblot verwünschte diese selbstsüchtige Antwort und seinen harten

Bruder; er dachte nun an eine Schwester seiner Frau, die zu Soissons ansäßig und als eine gute und liebreiche Frau bekannt war, aber umsonst; denn seine Schwägerin war zwei Tage vor der Ankunft seines Briefes gestorben. Nun erst verzweifelte der alte Graubart. „Warum aber," sprach er wieder zu sich selbst, „warum verheirathete ich mich nicht wieder nach dem Tode meiner Frau? Aber wen hätte ich heirathen sollen," wendete er sich selber wieder ein. „Vielleicht eine Alte mit einem grausamen Herzen, die den lieben Kleinen geschlagen und gepeinigt hätte. O nein! Mein Gott! Mein Gott! wie wird das enden!" So schloß er gewöhnlich diese seine traurigen Selbstgespräche und betrachtete thränenden Auges das arme Kind.

Eines Tages kam sein alter Freund Dubois, dem er damals zuerst den Verlust seines Enkels geklagt, zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

„Nun, Alter," redete ihn Dubois an, indem er sich seinem Bette näherte, „wie geht's mit Deiner Gesundheit, hattest Du eine gute Nacht?"

„Eine sehr gute, Kamerad," antwortete Roblot. „Zwar habe ich nicht geschlafen, aber ich habe über dieß und jenes nachgedacht, so Manches überlegt, und das hat mir sehr gut angeschlagen." Aber sein gelbes Aussehen, seine eingefallenen, erloschenen Augen und die matte, feuchte Röthe, die seine hageren Wangen umspielte, straften diese Aussagen Lüge. „Wahrhaftig," fuhr Roblot fort, „ich befinde mich recht gut, Dubois, recht gut, ich fühle mich ordentlich jung und lustig. Höre nur, das, was ich Dir jetzt eröffnen werde, wird Dich von meinem Wohlsein," hier lächelte er schmerzlich, „vollkommen überzeugen — — ich will mich verheirathen."

„Du Dich verheirathen?" rief Dubois erschrocken, der glaubte, Roblot spreche in der Fieberhitze.

„Ja, ich will mich verheirathen und zwar mit einer jungen Wittwe —"

„Mit einer jungen Wittwe!"

„Und noch dazu mit einer hübschen, jungen Wittwe!" fuhr Roblot fort.

„Und gewiß liebt sie Dich wie toll," setzte Dubois in der festen Ueberzeugung, Roblot rede irre, lächelnd hinzu.

„Nein, das gerade nicht, mich liebt sie nicht, aber Jemanden aus meiner Familie ist sie sehr zugethan.“

„Und wann soll die Hochzeit sein?“ fuhr Dubois scherzend fort.

„Vielleicht — denn ich habe Eile — künftigen Dienstag Mittags — Du hast doch nichts entgegen; denn Du und Bunel werden meine Zeugen sein.“

„Gut, künftigen Dienstag,“ antwortete Dubois, dem doch die Sache für einen bloßen Fieberanfall zu lange ausgesponnen und zu ernst erörtert vorkam.

„Vor Allem aber,“ fuhr Roblot wieder ruhig fort, „vor Allem bitte ich Dich um eine kleine Gefälligkeit. Willst Du mir diese drei Briefe an ihre Adressen, den einen an die Mairie unseres Stadtviertels, den andern an unsern Herrn Pfarrer, und den dritten an Madame Louise Séchard, und zwar, wenn es Dir möglich wäre, gleich jetzt besorgen?“

Dubois nahm die Briefe mit erstaunter Miene, und weil er seinem Freunde, aus Furcht ihn zu beleidigen, nicht widersprechen wollte, entfernte er sich kopfschüttelnd und trug die Briefe an ihre Adressen.

Nach einigen Stunden kam er wieder.

„Nun?“ fragte ihn Roblot neugierig um den Erfolg seiner Sendung.

„Nun!“ antwortete der Bote, „in der Mairie und in der Pfarrei sagten sie, daß das genüge.“

„Gut!“

„Louise Séchard traf ich arbeitend in ihrer sieben Treppen hoch gelegenen Dachstube, und als sie den Brief, den ich ihr gab, überflog, da wurde sie bald kirschroth, bald leichenblaß: „Was,“ rief sie, „ist es möglich! Er wendet sich zu mir! Und er ist krank, der arme Mann! Augenblicklich muß ich zu ihm eilen;“ sie nahm ihren Mantel, und ohne Zweifel wird sie gleich da sein. Ist sie vielleicht Deine Erwählte?“ schloß Dubois seine Erzählung.

„Wer weiß, ob Du nicht etwa recht gerathen hast!“ war Roblot's Antwort.

„Kamerad, Du wähltest so übel nicht, sie ist ein hübsches Frauenbild; aber höre, mache mir keine dummen Streiche; ein Graubart, wie Du, und eine zweite Heirath!“ ermahnte Dubois seinen kranken Freund.

„Beruhige Dich, alter Freund, beruhige Dich; und jetzt, bitte ich Dich, mich zu verlassen, ich höre sie kommen. Du kannst Dir leicht denken, daß wir uns so Mancherlei zu sagen haben! Also ich rechne auf Dich und Bunel den kommenden Dienstag Mittags.“

Dubois entfernte sich in demselben Augenblicke, als Louise Séchard eintrat.

IV.

Am von Roblot zur Trauung bezeichneten Tage bot sein Zimmer einen eigenen Anblick dar; es strahlte in jener außerordentlichen Nettigkeit und Sauberkeit, die den Luxus der Armuth ausmacht. Der Kamin der Stube war mit frischen, im herrlichsten Farbenschmucke prangenden Blumen geziert; auf einem Tische fanden sich zierlich ausgebreitet die Wächteruniform mit dem Ehrenkreuze, der Hut und der Degen des Kranken, der selbst sogar eine Art Toilette gemacht hatte. Seine Nachtmütze war verschwunden und sein spärliches Silberhaar zierlich gekämmt. Der kleine Eugen spielte zu den Füßen seines Bettes, man hätte nach allen diesen Veränderungen glauben können, Roblot feiere etwa die Rückkehr seiner Gesundheit, so wie man die Wiederkunft eines lange fern gewesenen Freundes feiert. Aber sein Gesicht würde Jedermann des Gegentheils belehrt haben — es war das Antlitz eines Sterbenden — noch waren einige Wachskerzen angezündet, ein Kruzifix, so wie eine goldene Urne mit dem heiligen Oele standen zu seinen Füßen, weiter weg lag ein Brautschleier — kurz, das Zimmer war zu einer Heirath in den letzten Lebensaugenblicken, jener traurigen Feierlichkeit, wo der Tod das eben erst durch den Priester für's Leben geknüpfte Band wieder löst, festlich geziert.

Louise Séchard, bräutlich geschmückt, saß neben Roblot's Lager.

Nachdem der Priester den beiden Gatten den heiligen Segen gegeben, wandte sich Roblot schmerzbewegt Louisen zu, deren Hand er in der seinigen hielt.

„Louise,“ redete er sie mit zitternder Stimme an, „ich habe an Sie gedacht, als ich mich sterbenskrank fühlte, weil ich Sie für ein braves Weib und allein für fähig halte, meinem Kinde die verlorene Mutter zu ersetzen . . .

Sie haben das Unglück, die Täuschungen des Lebens kennen gelernt. Sie lieben meinen kleinen Enkel, wenn auch die ersten Aeußerungen dieser Liebe in krankhafter Aufreizung entstanden, noch immer mit der Zärtlichkeit eines edlen weiblichen Herzens. Sie haben mir einen schweren Kummer gut zu machen, und dieß feierlich vor Gott versprochen. In diesem Augenblick das Weib, werden Sie in wenigen Stunden die Wittwe eines alten Soldaten sein, dessen Leben ohne Makel war; Sie sind nun auch die Mutter dieses Kindes," auf Eugen deutend. „Mit dem Jahresgehalte, welchen der überlebenden Gattin mein Ehrenkreuz sichert," fuhr er mit schwächerer Stimme fort, „und dem kleinen Vermögen, das ich Ihnen hinterlasse, werden Sie, wenn Sie die Hände nicht ganz in den Schooß legen, Ihr Auskommen finden und ein Leben führen, meinem Namen zur Ehre und meinem Enkel zum guten Beispiel — Sie versprechen mir das, nicht wahr?"

„O! Ich schwöre es Ihnen!" rief Louise, sich über ihn beugend und an seiner Brust weinend.

„Nun leben Sie wohl! Jetzt kann ich getrost sterben," flüsterte der Greis — und war verschieden.

Einige Augenblicke hierauf schloß Louise dem Hinübergegangenen die Augen. — Als auch diese letzte Pflicht erfüllt war, nahm sie das Kind in ihre Arme und bedeckte es mit Küssen und Thränen. Eugen hatte eine Mutter.

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

Inhalt.
